

POLEN *und wir*

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCH-POLNISCHE VERSTÄNDIGUNG



Dreißig Jahre Solidarność S. 3

Zur Eindeutschung ins Reich S. 4

Liebe Leserinnen und Leser,

Und wieder mussten Sie etwas auf uns warten. Eigentlich wollten wir schon in den ersten Oktobertagen mit unserem aktuellen Heft bei Ihnen sein. Aber die Verzögerung beim letzten Mal durch die beiden Präsidentschaftswahlen führten auch dazu, dass wir mit diesem Heft später anfangen konnten. Dazu kamen Krankheit, Urlaub, und die Tatsache, dass wir leider weniger Mitstreiter haben, als wir bräuchten. Fühlen Sie sich ruhig aufgerufen, auch mal einen Artikel zu schreiben, oder uns auf interessante Themen oder Artikel aufmerksam zu machen.

Beachten Sie diesmal vor allem auch die interessante Tagung (siehe Hefrückseite) unserer Gesellschaft. Sie ist, ebenso wie die Hauptversammlung, die diesmal beide in Potsdam stattfinden, auch eine Gelegenheit zum persönlichen Gespräch. Mit der Tagung, die diesmal nicht so groß und Wissenschaftlich angelegt ist, wollen wir an die Tradition der früheren „Mitgliedergespräche“ anknüpfen. Im kommenden Jahr soll dann wieder eine größere Konferenz stattfinden.

Auch trauriges ist zu vermelden. Wir haben einen Autor und guten Freund verloren, Heiner Lichtenstein ist im Alter von 78 Jahren verstorben.

Eine erfreuliche Nachricht dagegen war natürlich die Auszeichnung unseres Redaktionsmitglieds und stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Friedrich Leidinger mit dem Kavalierekreuz des polnischen Verdienstordens. Zu dieser Ehrung gratulieren wir herzlich.

Ach ja, damit ich es nicht vergesse: Unsere Website ist in Arbeit. Noch in diesem Jahr soll sie in neuer Form entstehen. Dann werden Sie auch zwischen den einzelnen Heften aktuell informiert werden.

Ihr Karl Forster

In dieser Ausgabe lesen Sie:

Dreißig Jahre Solidarność	S. 3
Ich bin nicht Ihr Sohn Gespräch mit Alojzy Twardecki	S. 4
Friedrich, Deutscher, Freund - Ehrung für Friedrich Leidinger	S. 9
Der Strich bricht Recht -. Ethikunterricht in Polen	S. 11
Neues Denkmal	S. 13
Ich bin Roma und habe dieses Land verteidigt	S. 14
Komorowski in Sachsenhausen	S. 17
Denkmal für Trzcinski	S. 18
Niemcy - oder N wie Nachbarn	S. 20
Der Kampf geht weiter - Das Kreuz in Warschau	S. 27
Der Stein des Anstoßes	S. 28
Zum Tode Heiner Lichtensteins	S. 29
Neue Museen in Krakow	S. 31

Wichtige Adressen:

Geschäftsführung der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der BRD e.V.:

Manfred Feustel, Im Freihof 3, 46569 Hünxe, T: 02858/ 7137, Fax: 02858/ 7945

Unsere Gesellschaft im Internet:

www.polen-news.de

e-Mail: dpg-brd@polen-news.de

Redaktion POLEN und wir: Karl Forster, Riesaer Str. 18, 12627 Berlin

Telefon: 030/89370650, e-Mail: redaktion.puw@polen-news.de

Gesellschaft für gute Nachbarschaft

zu Polen: c/o Klaus-Ulrich Göttner, Moldastr. 21, 10319 Berlin,

Fax: 01212-5-305-70-560, e-mail: vorstand@guteNachbarn.de

Deutsch-Polnische Gesellschaft Bielefeld e.V.:

Theodor-Hürth-Str. 1, 33604 Bielefeld, Tel.: 0521-2705205,

E-Mail: info@dpg-bielefeld.de, www.dpg-bielefeld.de

DEUTSCH-POLNISCHE GESELLSCHAFT DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND E.V.

1. Vorsitzender: Prof. Dr. Christoph Koch, Sprachwissenschaftler, Berlin

Stellv. Vorsitzender: Dr. Friedrich Leidinger, Psychiater, Hürth

Vorstand: Henryk Dechnik, Lehrer, Düsseldorf - Manfred Feustel, Steuerberater, Hünxe - Karl Forster, Journalist, Berlin - Dr. Egon Knapp, Arzt, Schwetzingen - Dr. Holger Politt, Gesellschaftswissenschaftler, Warschau - Wulf Schade, Slawist, Bochum - Christiane Thoms, Polonistin, Berlin.

Beirat: Armin Clauss - Horst Eisel - Prof. Dr. sc. Heinrich Fink - Prof. Dr. Gerhard Fischer - Dr. Franz von Hammerstein - Christoph Heubner - Witold Kaminski - Dr. Piotr Łysakowski - Hans-Richard Nevermann - Eckart Spoo.

Anschrift: Deutsch-Polnische Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland e.V., c/o Manfred Feustel, Im Freihof 3, 46569 Hünxe Tel.: 02858/7137, Fax: 02858/7945

IMPRESSUM:

POLEN
und wir

Zeitschrift für

deutsch-polnische Verständigung

ISSN 0930-4584 - K 6045

Heft 4/2010, 26. Jahrgang (Nr. 94)

Verlag u. Herausgeber: Deutsch-Polnische Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland e.V. in Zusammenarbeit mit Deutsch-Polnische Gesellschaft Bielefeld e.V.

Redaktion: Karl Forster (Verantwortlich), Wulf Schade Dr. Friedrich Leidinger, Dr. Holger Politt,

Redaktionsbüro: POLEN und wir

Karl Forster, Riesaer Str. 18,

12627 Berlin, Tel.: 030 89370650

e-mail: redaktion.puw@polen-news.de

Layout: Karl Forster/Armin Grimm

Druck: Offsetdruckerei Holga Wende Berlin

Aboverwaltung: Manfred Feustel, Im Freihof 3, 46569 Hünxe, Fax: 02858/7945

Bezugspreis: Einzelheft 3,00 €, Jahres-Abonnement 12 €. Inkl. Versand, Ausland: 10,00 € zzgl. Versandkosten, Mitglieder der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland e.V. und der Deutsch-Polnischen Gesellschaft Bielefeld e.V. erhalten POLEN und wir im Rahmen ihrer Mitgliedschaft.

Kontoverbindung:

Postbank Essen, Konto 342 56-430

BLZ 360 100 43

Namentlich gekennzeichnete Beiträge stimmen nicht immer mit der Meinung der Redaktion oder der Herausgeberin überein. Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen.

Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe:

15. November 2010

Titelbild: - Foto: Hans Kumpf

Eine lange Zeit

Dreißig Jahre Solidarność

Von Holger Politt

Ob dreißig Jahre eine lange Zeit sind? Ja, für einen einzelnen Menschen sind sie fast eine Ewigkeit, ein Großteil seines Lebens. Und immer sind sie angefüllt mit Ereignissen, die nachher als historische in die Geschichtsbücher eingehen. So auch in diesem Fall. Vor dreißig Jahren gelang es Arbeitern an der polnischen Ostseeküste durch einen historischen Zufall, jenen wichtigen Stein aus dem Gesamtgebäude eines sogenannten Weltsystems herauszuschlagen, dessen Fehlen danach in wenigen Jahren das ganze Gebäude zum Einsturz brachte. Es verschwand sang und klanglos im Meer der Erinnerung.

Es verschwanden die Berliner Mauer, die Weltmacht Sowjetunion, die Möglichkeit einer Diktatur des Proletariats, die scharfe Trennungslinie durch den europäischen Kontinent, der kalte Krieg, ein mit Atomwaffen ausgerüstetes Militärbündnis und überhaupt der Versuch, den Weltengang sozialistisch zu gestalten. Wer es nun damit noch einmal versuchen wollte, müsste wieder von vorne anfangen und es größtenteils ganz anders machen.

Anfangs war alles noch wohlgeordnet

Das alles geht unzweifelhaft auf das Konto jener Arbeiter zurück, die in den Augusttagen des Jahres 1980 das stolze Arbeiterwort Solidarität mit dem polnischen Schriftzug „Solidarność“ tief in die Geschichtsbücher einschrieben. Sie ahnten damals nicht, wie grundlegend von nun an alles anders werden würde – für sie selbst und zumindest für einen halben Kontinent. Als sie aus einem vergleichsweise kleinen Anlass heraus zu streiken begannen, schien alles noch übersichtlich und wohlgeordnet. Sie kämpften zunächst für Lohnerhöhungen. Das war unter den damaligen Bedingungen nicht rechtens, aber wohl billig. In der wirtschaftlich damals für das Land so bedeutenden Lenin-Werft in Gdańsk hatten die Arbeiter schnellen Erfolg. Die Regierungsseite gab nach kurzem Widerstand klein bei, akzeptierte den Vorgang indem es auf die materiellen For-

derungen einging. Die Vorwürfe, die streikenden Arbeiter übten sich im Verbotenen und schädigten das Land, verschwanden. Und als die Werftarbeiter sich auf die angebotene Lösung einließen, schien Polen in den normalen gesellschaftlichen und politischen Alltag zurückzukehren.

Doch die streikenden Arbeiter in anderen Betrieben der Stadt und im weiten Land machten mit Nachdruck auf den Sinn des Auguststreiks aufmerksam – es war von Anfang an auch ein Solidaritätsstreik. Jetzt, so ihre Forderung, dürften die Arbeiter jener Betriebe, in denen die Regierung Lohnerhöhungen durchgehen ließ, die anderen Streikenden nicht im Stich lassen. „Solidarność“ war geboren und bezeichnete in der zweiten Augushälfte 1980 einen politischen Streik, wie ihn Arbeiter bis



dahin in diesem Teil der Welt noch nie geführt hatten. Als dann am 31. August 1980 eine von Staat und Partei unabhängige Gewerkschaft mit diesem Namen zugelassen wurde, war das gesellschaftliche und politische System in seinen Grundfesten erschüttert oder fast schon schachmatt gesetzt. Niemand konnte es mehr retten, alle unternommenen Versuche erwiesen sich als untauglich, auch wenn der endgültige Sturz noch für einige wenige Jahre aufgeschoben werden konnte.

Zu beschreiben, was in der Zwischenzeit nun aus den Arbeitern, der Gewerkschaft und den damaligen Akteuren so alles geworden ist, würde der Platz an dieser Stelle nicht reichen. Doch sei zugegeben, dass die Werft, auf der die Geschichte in Europa vor drei Jahrzehnten ihren Lauf änderte, heute unter den Bedingungen entfalteter Demokratie und gesicherter Freiheit einen zumindest nachdenklich machenden Eindruck hervorruft. Anders gesagt, es sieht eher traurig aus um die wirtschaftliche Zukunft in der Wiege der „Solidarność“. Insofern passt, was Ende August 2010 auf einem großen Festakt der Gewerkschaft



„Solidarność“ an der polnischen Ostseeküste aus Anlass der Dreißigjahrfeier geschah.

Ministerpräsident Tusk wurde ausgepiffen

Gewerkschafter ließen Jarosław Kaczyński hochleben, der im Namen seines tragisch verunglückten Bruders an die Arbeiter zu erinnern suchte und meinte, die eigentlichen Helden von damals wären in den zurückliegenden Jahrzehnten wohl zu kurz gekommen. Ohne Zweifel eine Hommage an jenes „solidarische Polen“, für welches Lech Kaczyński vor seinem Tod nicht gerade glücklich Staatspräsident zu sein versuchte. Ausgepiffen hingegen wurde Polens Ministerpräsident Donald Tusk, der als Inkarnation jener „Liberalen“ galt, die aus Sicht mancher frustrierter Arbeiter einfach fortgejagt gehörten. Kaczyński ließ bei seinem Auftritt sogar den Verdacht von Verrat im Raum, der auf die Riege der damaligen „Solidarność“-Experten aus dem Intellektuellenmilieu zielte.

Katerstimmung unter der Elite

Angewidert von dieser Art politischer Demonstration machten hochrangige Vertreter der jetzigen Regierungspartei PO und einige ihrer namhaften Sympathisanten aus den ersten „Solidarność“-Tagen den ernstlichen Vorschlag, künftig die „Solidarność“-Gedenktage durch die Regierung, nicht mehr durch die Gewerkschaft veranstalten zu lassen. Tusk erklärte sich sofort bereit, es im kommenden Jahr zu tun. Vielen ist dieser schöne Treppenwitz aber gar nicht aufgefallen.

Als die Feiern vorbei waren, machte sich unter denen, die sich Elite nennen, Katerstimmung breit. Und gäbe es einen Teufel, er hieße im Augenblick in Polen bestimmt Jarosław Kaczyński. ■ ■

Zur Eindeutsschung ins Reich

Ich bin nicht Ihr Sohn

Gespräch mit Alojzy Twardecki und seiner Mutter

Von Anna Kamińska

Alojzy Twardecki (*1938), der heute im Ruhestand in Warschau lebt, war eines von Tausenden polnischer Kinder, das, da blond und blauäugig, im Rahmen der von der deutschen Besatzung des „Reichsgaus Wartheland“ durchgeführten Maßnahmen zur „Wiedergewinnung deutschen Bluts“ der Germanisierung für wert gehalten, im Alter von vier Jahren seiner Mutter fortgenommen und nach mehreren Stationen der „Eindeutschung“ im „Reich“ als angeblicher Sohn eines von polnischen Banditen ermordeten SS-Offiziers zur Adoption in eine systemkonforme Familie freigegeben wurde. In Koblenz erlebte er im Glauben an Führer und Endsieg das Kriegsende. Ein Brief seiner Mutter, die durch glückliche Umstände seinen Aufenthaltsort ermitteln konnte, setzte eine jahrelange Auseinandersetzung um den Besitz des Kindes in Gang, in deren Verlauf ein deutscher Richter der Mutter mitteilte: „Auch ein Einspruch Ihrerseits gegen den Adoptionsvertrag ist nach Auffassung des Gerichts unzulässig, da Sie am Abschluss des Vertrages nicht beteiligt waren und diesem auch keine Zustimmung erteilt haben (§ 1755 BGB), die Sie heute nach § 119 BGB widerrufen könnten“ (Übs. a. d. Poln.). Der Auseinandersetzung setzte der Entschluß des Jungen ein Ende, nach Polen zu fahren und die Frau, die sich für seine Mutter hielt, über ihren Irrtum aufzuklären. Alojzy Twardecki hat die Geschichte seiner Kindheit in seinem Buch „Szkoła janczarów“ (Die Schule der Janitscharen), Warszawa 1969, beschrieben, dessen deutsche Übersetzung in Kürze im Martin Meidenbauer Verlag (München) erscheint. Anna Kamińska sprach für die polnische Tageszeitung Gazeta Wyborcza (GW) mit Małgorzata Rajtaczak (MR) und Alojzy Twardecki (AT).



Alojzy Twardecki als etwa Dreißigjähriger in Polen (aus dem Film „Człowiek o dwóch nazwiskach“ (Der Mann mit den zwei Namen), Regie: Roman Wionczek, 1971)
Foto: Privat

GW: Wie haben Sie sich nach so vielen Jahren der Trennung begrüßt?

MR: Es gab keine Umarmung.

GW: Also kühl.

MR: Ja, er war so widerborstig. Auf dem Bahnsteig ging ich auf ihn zu und stellte mich vor: „Ich bin deine Mama“. Darauf er: „Das wird sich erst erweisen!“

GW: Wie haben Sie sich erkannt?

MR: Ich wusste sofort: das ist er. Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, stand er an der offenen Tür. Mit einem Koffer und einem Fahrrad. Er sah aus wie sein Vater. Hochgewachsen. Die Haare dunkelblond.

GW: Woher kam er?

MR: Aus Berlin. Ich hatte lange auf den Zug gewartet. Er sollte in Poznań um 24.30 Uhr eintreffen. Ich hätte also von Rogoźno um 20.00 Uhr losfahren können, um rechtzeitig auf dem Bahnhof zu sein, aber ich bin schon um 16.00 Uhr losgefahren. Und habe auf dem Bahnhof gewartet. Einen Kaffee, einen zweiten, einen Tee, einen Orangensaft ... Mein Mann war bei

mir. Er sah, dass ich abwechselnd bleich und rot war. Je näher es auf Mitternacht zuzug, desto schlimmer.

GW: Haben Sie geweint?

MR: Als er aus dem Zug ausstieg, habe ich so getan, als könnte ich mich beherrschen. Ich habe die Tränen heruntergeschluckt. Mein Mann hatte mir noch auf dem Bahnsteig gesagt: Lass dich nur nicht aus der Fassung bringen.

AT: Aber das hat nichts geholfen. Man konnte sehen, dass die Frau, die mich da auf dem Bahnsteig begrüßte, mit sich kämpfte. Mir fielen ihre schönen, blauen Augen auf. Sie konnte sie nicht von mir abwenden. Sie schaute mich an und schaute wie ...

GW: Wie was?

AT: Als ob sie einen Engel sähe. Sie schaute mich so gebannt an, dass ich bereits auf dem Bahnhof fühlte, dass das meine Mutter ist. Deshalb war ich ärgerlich.

GW: Wieso?

AT: Während der Fahrt nach Polen hat-

te ich mir das Szenario dieser Begegnung ausgemalt. Mein Plan war: ich fahre hin und erkläre ihr, dass da ein Irrtum passiert sei. Ich bin nicht Ihr Sohn und Sie sind nicht meine Mutter. Ich war hergefahren, um das zu sagen, um mich zu vergewissern und so schnell wie möglich nach Deutschland zurückzukehren. Ich wollte die Angelegenheit ein für alle Mal zu Ende bringen. Klären. Mich beruhigen. Ich wusste auch, dass ich, wenn sie sich mir an den Hals würde, auf dem Absatz kehrt machen würde. Ich war damals fünfzehn Jahre alt und hatte nichts übrig für solche Gefühlsausbrüche. Ich hatte mir vorgenommen: sollte sie dich umarmen, haust du sofort ab. Und da stellte sich heraus, dass mein ganzer Plan in Trümmern lag. Denn bitte, stellen Sie sich vor, was da vor sich geht. Auf dem Bahnhof begrüßt mich eine Frau. Ich gebe ihr lediglich die Hand, und sie will gar nichts weiter von mir. Die Tante ist feinfühlig. Distanziert. Drängt sich nicht auf. Und außerdem ist sie schön! Ich sage ihr erregt, dass uns gewiss nichts miteinander verbindet, aber sie schaut mich nur liebevoll an und sagt: „Schlaf erst mal aus, reden können wir morgen!“ Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Vom ersten Moment an hatte ich das Gefühl: das ist deine Mutter, nur konnte ich das nicht zeigen. Ich beharrte daher bei meinem Vorsatz: „Nein“.

MR: Während wir nach Hause fuhren, nach Rogoźno, suchte er die ganze Zeit Streit. Zu dem Essen, das ich ihm vorsetzte, sagte er, das sei ein Scheiß.

AT: Nein, das ist nicht wahr! So hätte ich mich niemals ausgedrückt, aber es stimmt, dass ich rumnörgelte.

GW: Haben Sie miteinander Deutsch gesprochen?

MR: Ja, er konnte ja damals kein Wort Polnisch.

GW: Warum haben Sie Streit gesucht?

AT: Weil nichts so war, wie ich es erwartet hatte. Die Frau auf dem Bahnsteig. Das Haus in Rogoźno. Ich hatte gedacht, das Essen wäre hier schlecht (weil doch in Polen alles so ärmlich war), und da setzt mir die Mutter ein vorzügliches Essen vor. Jeden Morgen stand Butter auf dem Tisch. In Deutschland aßen wir an gewöhnlichen Tagen Margarine und Butter nur am Wochenende und an Feiertagen. Alles schmeckte wunderbar, aber tatsächlich habe ich der Mutter zugesetzt. So habe ich gesagt, dass man bei uns den Salat sauer anrichtet und dass das besser sei als süß wie in Wielkopolska. Genau wie der Pudding, den ich lieber kalt als warm mag. Ich zankte mich mit Mama. Ich suchte Streit, denn ich wusste nicht, was ich tun sollte, um die Wahrheit zu verbergen. Gefühle. Bei heranwachsenden Jungen ist das so. Sie müssen alles zum Trotz machen. Meine Teenagerauflehnung war natürlich nichts anderes als eine Liebeserklärung.

GW: Haben Sie die Geduld verloren?

MR: Er wollte, dass ich aus der Haut fahre, aber ich war die ganze Zeit freundlich.

GW: Und wann ist diese Auflehnung zu Ende gegangen?

MR: Als mein Sohn zum ersten Mal Mama zu mir sagte. Das war der entscheidende Moment, vorher hatte er stets ausweichend gesprochen. Das war etwa einen Monat nach seiner Ankunft. Eines Tages musste er entscheiden, ob er nach Deutschland zurückkehrt oder bleibt. Ich ging im Haus umher und war nervös, er auch. Und dann trat er zu mir, fasste mich an der Schulter und sagte: „Mama, hör auf zu weinen, ich bleibe. Hier, in Rogoźno.“ Und er schrieb einen Brief nach Deutschland, dass er sich so entschieden hatte. Da dachte ich, dass ich ihn wirklich wiedergewonnen hatte. Er war nach Hause zurückgekehrt.

GW: Nach wie vielen Jahren?

MR: Nach elf Jahren. Sie hatten ihn fortgenommen, als er vier Jahre alt war.

GW: Erinnern Sie sich an diesen Tag?

MR: Das war der 3.9.1942. Um 5.00 Uhr

klopfte ein Polizist an die Tür. Aloś schlief noch, aber ich war schon auf den Beinen. Ich arbeitete als Hausgehilfin bei einem Richter. Hier bei uns in Rogoźno. Ich machte die Tür auf. Der Polizist trat ein und sagte: „Den Kleinen anziehen, wir schicken die Kinder zur Erholung aufs Land.“ Mit ihm war noch ein zweiter Polizist, mit einem Hund. Ich begann zu erklären, dass ich das Kind gut ernährte. Dass ihm nichts fehlt. Dass ich ihn alleine großziehe (denn Alośs Vater, Offizier der polnischen Armee, war 1939 gefallen), dass ich ihm aber trotzdem gut zu essen gebe – ich habe so meine Mittel. Ich spreche gut Deutsch, lange habe ich auf ihn eingeredet. Er ließ sich aber nicht umstimmen. Da habe ich Aloś angezogen und auf den Bahnhof begleitet. Wie die anderen Mütter aus Rogoźno, die ich unterwegs traf. Alle Kinder auf dem Bahnhof waren älter, nur Aloś und noch ein Junge waren jünger. Die Polizisten hielten uns nun mit Hunden an der Leine in Schach. Der Zug wartete schon. Auf dem Wagen war eine Aufschrift: „Landverschickung für polnische Kinder“. Neben dem Bahnhof waren Büsche, und ich sagte zu Aloś: „Komm, laufen wir weg und verstecken uns hinter den Büschen!“ Aber er: „Nein, Mama, sie werden dich dafür verhauen. Ich komm zu dir zurück, aber erst gehe ich mal dahin.“ Und er ist gegangen. Ich bin nicht mit ihm gegangen, denn die Mütter durften nicht auf den Bahnsteig gehen. Wir standen am Zaun. Die Kinder gingen wie zur Verurteilung, mit gesenkten Köpfen. Ein gutes Dutzend. Jungen und Mädchen. Acht und zehn Jahre alt. Unter ihnen war der zehnjährige Vetter von Aloś, Leon Twardecki. Auf dem Bahnhof weinten alle. Die Mütter sagten: „Vielleicht kommen sie nach einem Monat zurück.“

Sie sind aber nicht zurückgekommen. Ich erfuhr, dass sie in Kalisz bei Ordensschwwestern sind. Das hat mir ein Mann gesagt, der von uns in Rogoźno Mehl dorthin fuhr. Ich bat ihn, dass er mich mitnahm. Auf dem Wagen mit den Mehlsäcken. Und ich fuhr mit ihm nach Kalisz. Wir fuhren zu diesem Kloster. Da fertigte uns ein Pole ab. Er sagte: „Sie kommen zu spät, gestern haben sie die Kinder fortgebracht. Die großen nach Österreich, die kleinen ins Reich.“ Es hatte also nicht geklappt, ich kehrte nach Hause zurück. (Nach einiger Zeit erfuhr ich auch, dass man in Kalisz den jüngsten Kindern Spritzen zur Auslöschung des Gedächtnisses gegeben hatte. Damit sie behielten, was ist und sein wird, aber nicht, was war.) Ich habe ihn weiter gesucht. Ich



Das Buch des ZDF-Redakteurs Peter Hartl, in dem die Geschichte von Alojzy Twardecki geschildert wird, ist vergriffen, aber im Antiquarischen Buchhandel (auch im Internet) noch erhältlich.

ging in Rogoźno zur Stadtverwaltung, zum Bürgermeister, und sagte, dass ich meinen Sohn zurückhaben möchte. Darauf er: „Hau ab, oder ich geb dir einen Tritt, dass du die Treppe runterfliegst!“ Später bin ich noch einmal zu ihm gegangen, um nach dem Kind zu fragen. Er antwortete, wenn ich noch einmal zu ihm käme und danach fragte, würde ich im Konzentrationslager landen. Einmal wollten sie mich dort schon dabehalten, aber es rettete mich der Richter, bei dem ich arbeitete. Er sagte, dass er nirgends eine bessere Hausgehilfin finden würde, und sie ließen mich in Ruhe.

Von Aloś brachte ich nichts weiter in Erfahrung. Ich hatte keinen Sohn mehr. Ich ging früh zur Arbeit und weinte. Auch bei der Arbeit. Ich legte mich schlafen und betete, dass er zurückkäme. Das einzige Kind. Ich hatte eine schwere Geburt gehabt, denn er war groß. 5700 g wog er. Drei Tage habe ich mich gequält. Als er klein war, war er ein sehr leichtes Kind. Er wurde nicht krank. Er hatte lockige Haare und sah aus wie ein Mädchen. Wenn er im Sandkasten spielte, hielt er die Hände auf dem Rücken, um sich nicht schmutzig zu machen. Die Nachbarn sagten: „Was ist das für ein feines Kind?!“ So sauber. Mit blonden Haaren. Und blauen Augen. Eben deshalb haben sie ihn genommen. Ein schönes Kind. Von außerordentlicher nordischer Schönheit.

Als er klein war, liebte er es, zu Ostern den Hasen in einem Körbchen zu suchen, das ich im Garten versteckte. Und überhaupt liebte er es, mit diesem Körbchen zu spielen. Als sie ihn fortgenommen hatten, stellte ich das Körbchen auf das Fensterbrett. Es stand am Fenster. Wenn ich von der Arbeit zurückkam, schaute ich jedes Mal nach dem Fenster. Ich schaute, ob das Körbchen da war. Wenn Aloś zurückgekommen wäre, wäre das Körbchen sicherlich fort gewesen. Aber wie ich es hingestellt hatte, so stand es da. Es verging ein Monat, ein zweiter, ein dritter ... ein Jahr, und Aloś war nicht zurückgekommen.

Des Nachts träumte ich von ihm. Dass er ertrinkt. Dass er vor jemandem davonläuft. Wenn meine Mutter nicht gewesen wäre, hätte ich wohl den Verstand verloren. Mama sagte: „Er kommt wieder, Mach dir keine Sorgen, denn wenn du dich so gehen lässt, dann hat er, wenn er zurückkommt, keinen Vater und keine Mutter mehr.“ Das hat mir geholfen. Ich habe den Glauben nicht verloren. Ich lebte von der Hoffnung.

Im Krieg ist unser Haus niedergebrannt. Auch die Bilder von Aloś sind verbrannt. Nun hatte ich den Sohn nicht einmal mehr auf Bildern.

GW: Man hat Sie nach Deutschland gebracht?

AT: Ja. Nach Berlin, in ein Waisenhaus, das von der Organisation „Lebensborn“ geführt wurde. Vorher war ich tatsächlich in Kalisz, wo man meinen Namen Alojzy Twardcki in Alfred Hartmann änderte. Danach hat man uns in Zügen von einer Stadt zur anderen gefahren, Am Ende landete ich in dem Waisenhaus in Berlin. Die Kinder dieses Heimes kamen in deutsche Familien. In Familien höherer deutscher Offiziere oder von Mitgliedern der NSDAP.

In diesem Heim rief ich jeden Morgen beim Appell meinen neuen Namen und lernte wie die anderen Kinder Deutsch. Ich sang „Deutschland, Deutschland über alles“ und die Wehrmachtlieder. Schon damals wusste ich nicht mehr so recht, was mit meinen Eltern war. Dort sagte man mir, meine Mutter wäre bei der Geburt gestorben und meinen Vater, einen SS-Offizier, hätten polnische Banditen ermordet. Ich hab daran geglaubt.

Die Kinder in diesem Heim wurden geschlagen, ich aber aufgrund meines supernordischen Aussehens (Klasse 1 von zwölfen, in die man uns einteilte) leichter. Die Hiebe waren nicht so hart. Weil ich so ein hübsches Kind war, steckten mir die Aufsichtspersonen oft Bonbons zu.

In dem Heim galt die Regel: „Einer für alle, alle für einen.“ In meinem Saal gab es den kleinen Jürgen, der manchmal ins Bett machte. Wir mussten auf ihn aufpassen. Wenn es in einer Nacht wieder einmal passiert war, wurden alle seine Kameraden geschlagen. Für dieses „Verbrechen“ gab es wenigstens sechs Schläge auf den nackten Hintern.

Sonntags kamen deutsche Familien ins Heim, die ein Kind adoptieren wollten, das sie sich aussuchten. Mit der Zeit begann ich, wie die anderen auch, von meinen neuen Eltern zu träumen. Ich versuchte vor dem Einschlafen, sie mir vorzustellen. Und ich wartete darauf, dass mich eines Sonntags ein Paar mit sich nehmen würde. Am Ende entschied sich in dem Waisenhaus ein hoher Funktionär der NSDAP für mich. Ich war glücklich, dass er gerade mich ausgewählt hatte. Eines Tages verließ ich mit ihm zusammen das Waisenhaus, und wir fuhren zu meinem neuen Haus in Koblenz.

GW: Was war das für ein Haus?

AT: Eine große deutsche Villa. Ich trat in dieses Haus wie ins Paradies ein. Als ich ankam, war ein schöner, sonniger Tag. In der Villa, auf der Treppe, standen weiße Blumen, die herrlich dufteten. Ich ging die Treppe hinauf, als sollte es in den Himmel gehen. Alles war neu, schön und sauber. In dem Haus wohnten meine neuen Eltern. Die Familie Binderberger. Und die Großeltern. Beim Anblick des Großvaters nahm ich Haltung an und rief. „Heil Hitler!“. Der Großvater nahm ebenfalls militärische Haltung an und hieß mich mich umdrehen. Dann sagte er: „Aus dem wird ein tüchtiger Soldat.“ Die Großmutter sah wie eine Lehrerin aus. Sie hieß Adolfina und war eine Anhängerin Hitlers. In der ersten Nacht im neuen Haus ging ich am Abend ins Schlafzimmer der Eltern, um mich an den Vater zu schmiegen, aber am Morgen wachte ich in den Armen der Mutter auf. An den Geruch der Frau, den ich damals wahrnahm, erinnere ich mich bis heute. So warm. Milch und Honig. Im Haus gab es auch einen Hund. Einen schwarzen Spaniel. Einen Meldehund, den sie uns später für die Wehrmacht fortnahmen. Wir erhielten später einen Brief, dass er „für Führer und Vaterland“ gefallen sei.

GW: Wie waren Ihre neuen Eltern?

AT: Das waren die wunderbarsten Eltern unter der Sonne. Sie behandelten mich wie ihr eigenes Kind. Einmal fuhr ich mit dem Vater in Bayern über die Dörfer, wo wir etwas verkaufen wollten. Der Vater sprach Bayerisch, und ich sagte kein Wort. Sie

hielten uns sogleich für Vater und Sohn. Wir waren beide glücklich darüber.

Die Mutter arbeitete als Leiterin der Urlaubsabteilung der Luftwaffe. Der Vater war von Beruf Ingenieur. Er war der Direktor einer Institution, die mit der Gewinnung von Edelmetallen befasst war. Die Mutter hatte mittwochs ein Kaffeekränzchen für Damen, bei dem man von den Kindern sprach. Der Vater und die übrigen Herrn trafen sich am Donnerstag. Sie rauchten Pfeife oder Zigarre und spielten Schach.

Ich liebte es, dem Vater beim Malen zuzusehen, und er brachte mir das Malen bei. Ich wartete ungeduldig auf die Wochenenden, wenn ich mit den Eltern zu Hause und nicht in der Schule war. Dann malte der Vater und die Mutter spielte Klavier. Einmal bekam ich vom Vater zu Weihnachten ein Puppentheater, das er selbst gemacht hatte. Zwölf Figuren aus Pappmaché. Etwas ganz Wunderschönes. Niemals im Leben habe ich ein schöneres Geschenk bekommen.

Die Großeltern verhätschelten mich. Ich saß auf den Knien des Großvaters, und er erzählte mir Märchen. Wir hatten einen großen Garten, in dem der Großvater Rosen züchtete. Von morgens bis abends arbeitete er im Garten. Immer wieder sagte er, dass dieser ganze schöne Garten eines Tages mir gehören würde. Wenn ich, sagte er, nach seinem Tode nicht für die Rosen sorgen würde, dann stünde er aus dem Grabe auf und würde mich daran erinnern.

Wir lebten alle in dem Bewusstsein, dass ich nicht mit ihnen verwandt, sondern ein deutsches Waisenkind war, und niemand machte daraus ein Geheimnis. Der Großvater sagte manchmal sogar im Scherz: „Dich hat wohl der Esel im Galopp verloren!“ Das war nicht böse gemeint, sondern als Spaß. Die Großmutter steckte mir heimlich Leckerbissen zu und verheimlichte meine Vergehen vor der Familie. Sie hatte eine spitze Nase und ein strenges Aussehen, war jedoch eine warmherzige Frau. Ich fühlte, dass die Mutter mich sehr liebte. Jeden Tag bekam ich einen Gutenachtkuss.

Wir waren eine richtige Familie. Bei ihnen fehlte es mir an nichts. Von niemandem in der Familie habe ich je einen Klaps gekriegt. In diesem Haus hatte ich eine herrliche Kindheit. Abgesehen von den Bomben, dem Krieg und der schrecklichen französischen Besatzung. Was ich aus jener Zeit niemals vergessen werde, ist die Heimkehr des Vaters, der bei der Fliegerabwehr diente. Wir hatten zuhause seit einiger Zeit keine Nachricht von ihm und dachten, dass

er in den letzten Tagen des Krieges umgekommen sei.

Während dieser Zeit ging ich mit der Mutter zu einer Wahrsagerin. Die Mutter fuhr mit mir zu diesem Zweck an den Rand von Koblenz. Sie wollte wissen, ob der Vater lebte. Die Wahrsagerin hielt einen Schlüssel über das Bild des Vaters und sagte: „Er lebt.“ Sie zeigte auf mich und sagte: „Ist das ihr Sohn? Das kann nicht sein. Er hat eine Mutter, sie lebt. Sie sucht ihn.“ Die Mutter schaute mich an, wir wussten ja, dass ich adoptiert bin. Die Wahrsagerin: „Er wird zu seiner Mutter zurückkehren.“ Meine Mutter war ganz aus dem Häuschen. Ich sagte: „Mama, reg dich nicht auf über den Blödsinn, den sie redet. Ich kehre zu keiner Mutter zurück.“

Ich war elf Jahre alt, als die Mutter krank wurde. Es war ein Tumor. Ich ging jeden Tag nach der Schule zu ihr ins Krankenhaus. Vom besten Schüler der Klasse wurde ich in dieser Zeit zum schlechtesten. Die Mutter wusste, dass sie auf den Tod krank war. Als sie starb, sagte sie: „Kümmert euch um Alfred, habt ihn lieb und sorgt für ihn.“ Sie hatte vorher noch einen Brief an meine Mutter in Polen schreiben können.

GW: Wie das?

AT: Meine Mutter in Rogoźno hatte meine deutsche Adresse herausbekommen.

GW: Auf welche Weise?

MR: Ich hatte ihn über die Polnische Militärmission gefunden. Ich wusste, dass ich meinen Sohn unter dem Namen Hartmann suchen musste. Aus Österreich war der Vetter meines Sohnes, Leon Twardecki, nach Rogoźno zurückgekehrt, der erzählte, dass man ihre Namen noch in Polen von Twardecki in Hartmann geändert hatte. Ich hatte versucht, meinen Sohn über das Rote Kreuz zu finden, aber es gelang erst über die Polnische Militärmission in Berlin. Ich erhielt von ihnen einen Brief, dass sie ihn gefunden hatten und dass er nach Polen zurückkehren würde. Im Haus herrschte Freude, dass er lebte, und wir warteten auf seine Rückkehr. Er kam aber nicht. Die Polnische Militärmission schickte einen Brief, dass die deutsche Adoptivfamilie – ihn nicht hergeben wollte. Von der Vertreterin der Militärmission erhielt ich jedoch die Adresse der Familie, die meinen Sohn adoptiert hatte. Und ich begann ihnen zu schreiben.

AT: Diese Briefe hat mein Großvater alle vernichtet. Niemand im Hause wusste davon. Wenigstens anfangs. Einmal nahm mein Vater den Brief aus Polen in Empfang. Das war im Jahre 1949. Ich war damals elf



Twardeckis leibliche Mutter. Foto: Familienarchiv

Jahre alt und ging aufs Gymnasium. Ich komme eines Tages aus der Schule nach Hause und pfeife eines dieser deutschen Lieder vor mich hin: „Muß i denn, muß i denn zum Städle hinaus ...“ Ich trete ins Haus und sehe meine Familie, die ausschaut, als sei jemand gestorben. Alle saßen beieinander und weinten. Ich erstarrte vor Schreck. Sie auch. Nur der Großvater sagte: „Du bist doch unser Alfred, nicht wahr? Unser ...?“ Von dem Brief aus Polen sprach dann mein Vater. Dass sie einen Brief von meiner Mutter bekommen hätten. Im ersten Augenblick verstand ich ihn gar nicht. Ich begann zu lachen: „Aber Papa, Mama sitzt doch hier ...“ Der Vater begann zu erklären, dass der Brief aus Polen gekommen sei und dass ich angeblich ein Pole wäre. Ich hieße in Wahrheit nicht Alfred Hartmann, sondern Alojzy Twardecki. Und ich sei ein geraubtes polnisches Kind... Ich war überzeugt, dass mein Vater ein Deutscher war. Und meine Mutter auch. Ich hasste die Polen, weil ich glaubte, sie hätten meine Eltern umgebracht. Können Sie sich vorstellen, was in mir vorging? Das war ein Schock. Ich war empört. Ich wollte nicht daran glauben. Der Vater zeigte mir den Brief und ein Foto meiner Mutter. Wütend habe ich es zerrissen. Und mit dem Brief in den Papierkorb geworfen.

Obwohl wir weiterhin zusammen lebten und sich im Alltag nichts veränderte, hatte das Unruhe in mein ruhiges Leben in dieser Familie gebracht. Ich war im Tiefsten meiner Seele getroffen. Ich begann, mich genau anzusehen. Zu prüfen, ob ich vielleicht anders als meine Kameraden bin. Ich begann, mir irgendwelche Dinge aus meiner Kindheit ins Gedächtnis zu rufen. Ich ging umher und dachte: Wer bin ich eigentlich?

Wo komme ich her? Wo bin ich in Wirklichkeit geboren? War ich kein deutsches Waisenkind? Wie ist das möglich?! Ich dachte daran, dass die Großmutter einmal erzählt hatte, ich hätte, als ich in Koblenz ankam, einige Worte in einer fremden Sprache gesagt und sie hätte mich nicht verstanden. Ich wusste, dass etwas nicht ganz in Ordnung war. Ich wollte dem damals aber nicht nachgehen.

Ich liebte meine Mutter, und das Bewusstsein, dass ich da irgendwo in Polen eine andere Mutter hatte, die mich suchte – das konnte ich damals nicht akzeptieren. Ganz abgesehen davon, dass die Militärmission und die IRO, die Internationale Repatriierungsorganisation, mehrmals bei uns vorfuhr, um mich abzuholen. Ich lief davon, wenn ich ihr Auto vor dem Haus stehen sah, und versteckte mich im nahegelegenen Wald. Am Ende stellten sie ihre Besuche ein, denn in einem der Nürnberger Prozesse wurde „nachgewiesen“, dass ich kein polnisches Kind sei. Als Zeuge hatte ein Freund des Vaters ausgesagt ... Die polnische Seite verlor den Prozess. Die deutschen Behörden erkannten meine polnische Herkunft nicht an.

Natürlich wussten alle im Hause, dass irgendwas nicht stimmte, aber dem sind wir danach nicht auf den Grund gegangen. Als die Mutter krank wurde, haben wir darüber auch nicht mehr gesprochen. Ich selbst wollte damit nichts zu tun haben. Ich wusste nicht, ob ich daran glauben sollte. Die Mutter hat wohl daran geglaubt, denn sie hat meiner Mutter in Polen einen Brief geschrieben.

GW: Was stand in dem Brief?

AT: Die Mutter schrieb, dass ich viel Liebe brauchte, dass ich ein Muttersöhnchen bin und dass ich schön singen könnte. Dass sie das alles schreibt, weil sie weiß, dass sie sterben muss. Ich fand den Brief im Gerichtsarchiv in Warschau, als ich ein erwachsener Mensch war. Die polnischen Dienste hatten den Brief einbehalten, und meine polnische Mutter hat ihn niemals erhalten.

MR: Ich habe jedoch andere Briefe aus Koblenz bekommen. Von seiner Großmutter. Wir begannen zu korrespondieren, sobald sie von meiner Existenz erfahren hatte. Sie schrieb, dass der Großvater einen Fehler gemacht habe, dass er ihnen meine Briefe nicht gezeigt hatte. Sie schrieb davon, dass sie überzeugt waren, dass Alojzy ein deutsches Waisenkind sei. Sie schrieb, dass er sie liebt und bei ihnen bleiben möchte. In einem Brief beschrieb sie mir,

wie Aloś erfuhr, dass er kein Deutscher sei. Wie er aus der Schule heimkam und ihre Erschütterung sah. Sie erzählte mir, dass der Junge den Brief aus Polen mit meinem Bild, den er fortgeworfen hatte, hernach aus dem Papierkorb geholt habe. In der Nacht. Und in sein Zimmer genommen habe. Einmal hat sie mir sogar ein Bild von ihm geschickt. Ich lief gleich hin und zeigte es meiner Mutter. Sie sagte: „Himmel, das ist er! Unser Aloś!“ Die Großmutter hatte ihn erkannt. Ich wechselte auch Briefe mit dem Vater von Aloś. Wenn ich ihn schon nicht bei mir haben konnte, wollte ich wenigstens wissen, was um ihn herum los war.

GW: Und was geschah nach dem Tod Ihrer deutschen Mutter?

AT: Der Vater heiratete eine Kusine meiner Mutter. Die Tante, zu der wir jedes Jahr in die Ferien gefahren waren. Das gefiel mir gar nicht. Ich war ein heranwachsender Junge. Die Tante führte ihr eigenes Regime ein und versuchte, mir Anweisungen zu geben. Ich konnte eine neue Frau im Haus nicht ertragen. Ständig kam es zwischen uns zu Reibereien. Der Vater war in dieser Situation hin und her gerissen. Einmal ging er mit mir an den Rhein, um mich auszuschelten, dass er genug von den Streitereien im Hause hätte. Beide schriegen wir uns an. Ich war damals 15 Jahre alt, und die Ferien standen bevor. Der Vater wollte mich irgendwo hinschicken. Er dachte daran, dass ich Englisch lernen und zu seiner Familie nach England fahren sollte. Ich hatte aber auch eine Einladung nach Polen bekommen. Die Polnische Militärmission übermittelte uns einen Brief aus Polen von der Frau, die sich als meine Mutter ausgab. Der Vater wollte, dass ich nach England fuhr, aber wütend, dass wir uns schon wieder wegen der Tante stritten, wollte ich ihm trotzen und sagte, dass ich nach Polen führe. Das wollte ich eigentlich gar nicht, aber nun hatte ich es gesagt. Und obwohl ich es sogleich bereute, hatte ich mein Wort gegeben und musste es halten. Als der Tag der Abreise nach Polen (für einen Monat) kam, brachten mich der Vater und der Großvater auf den Bahnhof. Mit dem Fahrrad und so einem mit Blech beschlagenen Koffer. Auf dem Bahnhof von Koblenz verabschiedeten wir uns. Von dort fuhr ich nach Berlin zur Polnischen Militärmission. Mit der Einladung nach Polen und einer Karte Berlins. Eine Woche habe ich dort auf das Visum gewartet. Schließlich fuhr ich von Berlin nach Poznań und von da mit meiner Mutter nach Rogoźno.

GW: Und dann sind Sie für immer in Polen geblieben.

AT: Ja. Nach einem Monat habe ich entschieden, dass ich in Polen bleibe, doch in Wahrheit habe ich von Anfang an gefühlt, dass ich bei meiner wirklichen Mutter bin. Zu Hause. Wenn ich mit meiner Mutter durch die Straßen der Stadt nach Hause ging, begann ich mich an bestimmte Dinge zu erinnern. Aus der Kindheit. Zum Beispiel an die Mauer am Bahnhof, auf der die SS-Leute gingen, als uns die Mütter dorthin brachten.

MR: Er hatte das ein oder andere in der Erinnerung behalten. Schon am ersten Tag habe ich geprüft, ob er etwas von zu Hause behalten hatte. Als er klein war, liebte er Puppen. Er hatte so eine Puppe eines kleinen Jungen. Als er nach Rogoźno zurückgekehrt war und schlief, legte ich diese Puppe neben ihn. Als er aufwachte, sah er sie an und sagte: „Ist das nicht meine?“

GW: Wie war Ihr erstes Jahr in Rogoźno?

AT: Das war eine schwere Zeit. Ich fuhr mit einem Fahrrad, an dem eine Flagge der Bundesrepublik angebracht war. Die Kinder auf dem Hof spuckten nach mir, und ich hörte ständig: „Du Schwabe, lern' erst mal anständig Polnisch!“ Sogar die Großmutter wollte mit mir kein Deutsch sprechen. Sie sagte, dass ihr während des Krieges ein SS-Mann ins Gesicht geschlagen habe, da habe sie sich geschworen, dass sie in diesem Leben kein deutsches Wort mehr in den Mund nähme. Und sie hat ihr Wort gehalten. Ich sprach mit der Mutter Deutsch, und die Mutter musste es der Großmutter ins Polnische übersetzen!

Die Großmutter hatte ihren eigenen Kopf. Meine Mutter hat auch etwas davon bekommen. Und ist auf Rogoźnoart beleidigt. Und das bis heute. „Bitte sehr, mein Herr, ich habe Ihre Brille nicht nötig, ich habe meine eigene“, sagt sie, wenn ich meine Brille suche, obwohl ich ihr gar nicht vorwerfe, dass sie sie verlegt hat. Wenn ich sage, dass es heute heiß ist, sagt meine Mutter: „Das ist nicht meine Schuld.“ Mama ist darauf aus, etwas zu hören, über das sie sich aufregen kann. Sie hat ihre gewissen Eigenheiten, aber sie ist 97 Jahre alt und hat ein Recht darauf, sie zu haben. Wenn wir über meine Rückkehr nach Hause sprechen, sagt sie manchmal streitsüchtig: „Und was hab' ich davon gehabt?“ – lacht – Heute hat Mama ihren eigenen Kopf.

GW: Und wie war es am Anfang?

MR: Ich war glücklich, dass er wieder bei mir ist. Ich wusste, dass sich das alles legen würde. Er hatte es am Anfang schwer,

er lehnte sich auf, denn ständig hatte er in der Schule etwas nicht verstanden, aber mit der Zeit wurde alles normal.

AT: Ich akklimatisierte mich rasch, denn ich fand in Polen das, was mir zuhause in Deutschland fehlte. Ich fand in meiner polnischen Mutter meine deutsche Mutter wieder. Wie sich später herausstellte, hatten sie vieles gemeinsam. Sie hatten denselben Namen, hatten beide die Handelsschule absolviert und waren im gleichen Jahr geboren.

GW: Haben sie den Namen Alfred lieber gemocht?

AT: Nein, ich liebe Alojzy. Ich wollte allerdings, dass alle mich mit Alek anreden, nicht mit Aloś. Ich hatte kein Problem damit, dass ich aus einem Alfred wieder zum Alojzy wurde.

GW: Alfred haben Sie Jahre später Ihren Sohn genannt.

AT: Ja, zur Erinnerung an meine glückliche Kindheit in der deutschen Familie.

GW: Haben Sie die Verbindung mit ihr aufrecht erhalten?

AT: Mit allen außer dem Großvater. Der Großvater starb auf die Nachricht, dass ich nicht nach Deutschland zurückkehre. Als der Brief in Koblenz ankam, in dem ich schrieb, dass ich in Polen bliebe, erlitt er einen Schlaganfall und starb 24 Stunden später. Ich wusste nicht, dass das für ihn solch ein Schlag sein würde. Mit der Großmutter blieb ich in Kontakt. Auch Mama und sie schrieben einander weiterhin.

GW: Und der Vater?

AT: Mit dem Vater hatte ich ebenfalls Kontakt. Er hat verstanden, dass ich in Polen meine Mutter gefunden habe und hier bleiben wollte. Er kam einmal zu Besuch nach Rogoźno, als ich Student war. Ich stand damals davor, mich zu verheiraten, und er kam, um mit mir darüber zu sprechen. Als er meine Mutter sah, sagte er, wenn er sie früher kennengelernt hätte, hätte er sich bestimmt darum bemüht, dass wir alle zusammen gekommen wären. Er war von Mama ganz bezaubert. Er sagte: „Weißt du, wie schön das wäre? Wir wären eine Familie.“ Wir sagten im Scherz, das wäre der beste Ausgang, den meine Geschichte hätte nehmen können. Ein richtigen Happy end, wie in einem Hollywood-Film. ■ ■

Der Abdruck des Interviews erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Autorin und der Redaktion der Gazeta Wyborcza. Das Original erschien in der Beilage „Na wysokich obcasach“ der „Gazeta Wyborcza“ Nr. 14 (567), vom 3.4.2010, S. 10. Die von Aloysi Twardecki autorisierte deutsche Übersetzung stammt von Christoph Koch.

Kavalierskreuz für Dr. Friedrich Leidinger

Friedrich, Deutscher, Freund

Aktiv für seelische Gesundheit und deutsch-polnische Verständigung

Im Jahr 1987 initiierte der Psychiater Dr. Friedrich Leidinger die erste Reise von deutschen Psychiatriekolleginnen und -kollegen nach Polen. Das war der Anfang eines 20-jährigen Austausches, aus dem mehr als 70 Partnerschaften zwischen psychiatrischen Einrichtungen in Polen und Deutschland entstanden. Für sein Engagement wurde der langjährige deutsche Vorsitzende der Deutsch-Polnischen Gesellschaft für seelische Gesundheit e.V. und stellvertretende Vorsitzender der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland jetzt mit dem Kavalierskreuz des Verdienstordens der Republik Polen, dem höchsten polnischen Orden für Ausländer, ausgezeichnet. Wir dokumentieren hier die Laudatio des polnischen Vorsitzenden der Deutsch-polnischen Gesellschaft für seelische Gesundheit, Prof. Dr. Andrzej Cechnicki.

Laudatio für Dr. med. Friedrich Leidinger
anlässlich der Verleihung des

Kavalierskreuzes des Verdienstordens
der Republik Polen

Paderborn am 30.09.2010

Sehr geehrte Damen und Herren,
lieber Friedrich,

ich freue mich, dass wir heute in Paderborn, anlässlich des 20. Geburtstags der Deutsch-Polnischen Gesellschaft für Seelische Gesundheit (DPGfSG) mit Dir zusammen erleben können, dass Du vom Präsidenten Bronisław Komorowski das Kavalierskreuz des Verdienstordens der Republik Polen erhalten hast. Eine Auszeichnung für Menschen, die sich besonders um den Aufbau der Bindung zwischen Polen und Deutschen und zwischen unseren Ländern verdient gemacht haben.

Ich werden Ihnen nur skizzenhaft seine farbige und an Beziehungen mit Polen reiche Biografie darstellen. Dr. Friedrich Leidinger wurde am 15. September 1954 in Herford/Westfalen geboren. Er ist verheiratet und lebt mit seiner zweiten Ehefrau und drei Töchtern in Hürth bei Köln. Schon 1975, als Medizin- und Psychologiestudent der Universität in Düsseldorf reiste er zum ersten Mal nach Polen, wo er enge Freundschaften knüpfte. Nach der Rückkehr organisierte er einen Studentenaustausch und seit 1976 ist er aktives Mitglied im Vorstand der Deutsch-Polnischen Gesellschaft (DPG), wo er bis heute der 2. Vorsitzende ist. Er engagierte sich für fundamentale Themen, die damals noch nicht so selbstverständlich waren: die Anerkennung der deutsch-polnischen Grenze an der Oder und Neiße, die Entschädigung polnischer NS-Opfer, insbesondere der Überlebenden der Konzentrationslager und der Zwangsarbeiter.

10 Jahre später wurde er einer der „Hauptarchitekten“ und Mitbegründer der Deutsch-Polnischen Gesellschaft für Seelische Gesundheit. Während des Kongresses 1985 „Krieg, Okkupation und Medizin“ in Kraków, an dem er sich aktiv beteiligte, knüpfte Leidinger Kontakte zu vielen psychiatrischen Institutionen in Polen, darunter mit dem Lehrstuhl Psychiatrie des Collegium Medicum der Jagiellonen-Universität. In den folgenden Jahren reiste er mehrmals nach Polen, hielt Vorlesungen und traf sich mit unseren Kollegen aus den psychiatrischen Krankenhäusern in Kobierzyn, Dziekanka, Warta, Meseritz, Oświęcim und Bielsko Biala, wo er oft der erste deutsche Psychiater nach dem Krieg war. Es entstand die Deutsch-Polnische Gesellschaft für Seelische Gesundheit und er wurde einer ihrer „Gründungsväter“. 20 Jahre lang war er aktives Vorstandsmitglied und 2005-2007 ihr Vorsitzender. In späteren Jahren spielte er eine Schlüsselrolle bei den Kontakten zwischen der DPGfSG mit unseren Kollegen in Israel und in der Ukraine.

Leidinger engagierte sich von Anfang an für die Reform der psychiatrischen Versorgung in Deutschland und hielt zu dem Themenkomplex auf vielen Konferenzen der Gesellschaft Vorträge. Als hervorragender Fachmann und Initiator der geriatrischen Versorgung in Westfalen ermöglichte er vielen Kollegen aus Polen, sich mit der gemeindenahen Behandlung und Pflege alter Menschen bekannt zu machen. Nach jahrelanger Verwaltungsarbeit beim Landschaftsverband Rheinland, ist er seit einigen Monaten zur Arbeit mit den Patienten in der Klinik in Viersen zurückgekehrt, die eine der ältesten Partnerschaften mit dem Krankenhaus in Warschau-Drewnica unter-

hält. 1985 war Leidinger Mitinitiator der ersten Ausstellung in Deutschland nach dem Krieg in dem psychiatrischen Krankenhaus in Langenfeld, die der Verfolgung und Ermordung von Psychiatriepatienten in den Jahren 1933-1945 gewidmet war. Dank seiner Initiativen wurde die Problematik der Vernichtung von Geisteskranken und ihres Gedenkens zu einer der Schlüsselaufgaben, die sich unsere Gesellschaft gestellt hat.

In seiner herzlichen, gastfreundlichen und gegenüber allen Kollegen hilfsbereiten Art vermochte er in Polen ein Netz von herzlichen Kontakten zu knüpfen. In Anerkennung seiner Verdienste wählte ihn die Polnische Psychiatrische Gesellschaft im Jahre 2001 zu ihrem Ehrenmitglied.

Friedrich Leidinger, ein Freund - ein Deutscher

Damals, als ich ihn kennengelernt habe, klang das wie „heißes Eis“ oder „schwarze Schnee“. Es war nicht so einfach und selbstverständlich, und dieser Deutsche sprach auch noch ein schönes Polnisch, mit östlichen Akzent. Unsere polnischen Bekannten wollten nicht glauben, dass er ein Deutscher war und nahmen ihn als Verwandten von jenseits der östlichen Grenze.

Friedrich ist voller Leidenschaft und von ungeheurem geschichtlichen Wissen. Oft nahm er mit einer schwer zu verstehenden Selbstverleugnung(?) einen „polnischen“ Blickwinkel auf unsere Geschichte ein. Seine Haltung verpflichtete uns zur Wahrheit, zu einem gerechten Einhalten des Maßstabes, zu menschlicher Brüderlichkeit.

Und ebenso wichtig war für uns auch die Begegnung mit Friedrich in der polnischen Sprache. Stets war er um bedeutsame, feinsinnige, tiefe Schattierungen bemüht – sei es, dass er jahrelang Texte unserer Vortragenden übersetzte oder auch das Buch von Adolf Gawalewicz „Reflexionen im Warteraum zum Gas – Erinnerungen eines Muselmanen“ mit einem Vorwort von Johannes Rau (1996), sei es, dass er in lebhafter Gestalt unseren Diskussionen Rhythmus und Temperament verlieh. Dank ihm vergaßen wir, dass wir verschiedene Sprachen sprechen.

Dynamisch und leidenschaftlich, zuweilen auch anstrengend, so wie Menschen anstrengend sind, die aus Leidenschaft leben. Selbst in den schwierigen Zeiten unserer Geschichte wich er nicht von der Loyalität, der Treue und dem Ausdauern (Beharren) auf wahrhafter Freundschaft ab.

Friedrich, Deutscher, Freund ■ ■

Danksagung Dr. Friedrich Leidingers anlässlich der Ordensverleihung

Sehr geehrte Frau Generalkonsul, sehr geehrter Herr Bürgermeister, für die hohe Auszeichnung, die der polnische Präsident mir verliehen hat, möchte ich mich von ganzem Herzen bedanken. Vor lauter Überraschung und Freude über diese Ehre komme ich gar nicht zum Nachdenken darüber, womit ich das wohl verdient habe.

Mir ist eingefallen, wie ich im September 1975 zum ersten Mal nach Polen fuhr. Normalerweise wäre ich nie nach Polen gefahren. Ich bin am Rhein und in Westfalen in einer frankophilen Familie aufgewachsen. Normal war für mich Frankreich, England oder Italien. Aber Polen?

Wenn mich nicht eine Warschauer Studentin, die ich zwei Jahre zuvor in Frankreich getroffen hatte, eingeladen hätte, ich hätte nie einen Anlass gehabt, dahin zu fahren. Meine Erwartungen waren gering, um nicht zu sagen: ich hatte keine. „Cette pièce joue nullepart - donc en Pologne“, lautete die Regieanweisung Alfred Jarrys zu seinem „König Ubu“: „Das Stück spielt nirgendwo, also in Polen“. Polen war für mich ein vollkommen unbekanntes Land, mit dem ich bestenfalls abstrakte Vorstellungen vom Krieg verband.

Bis heute sind die Erlebnisse aus jenem September lebendig, alles, was meinem Leben eine grundsätzliche Wende gab. Ich begriff nicht, warum ich mit meinem Vollbart und langen Haaren auf der Straße ständig auf Deutsch zum Geldtauschen aufgefordert wurde. Ich traf Menschen, für die ich der erste Deutsche ohne Wehrmatsuniform war; eine Frau, die ihr Deutsch im KZ Buchenwald gelernt hatte, gab mir im Zug die Hälfte von ihrem Grillhähnchen, Menschen, die noch nie einen Deutschen freiwillig in ihr Heim gelassen hatten, ließen mich unter ihrem Dach schlafen. Ich wollte kein Deutscher sein, in Frankreich war ich das ja auch nicht. Dann fuhr ich nach Auschwitz. In Auschwitz verriet ich mich, als ich die in Vitrinen ausgelegten Dokumente und Briefe las, an denen die Massen polnischer Besucher vorbeigingen; in Birkenau wischte ich mit der Hand durch das Gras beim Krematorium II und sah entsetzt Knochensplitter auf meinem Finger. Ich war Deutscher. Ich konnte kein Anderer mehr sein.

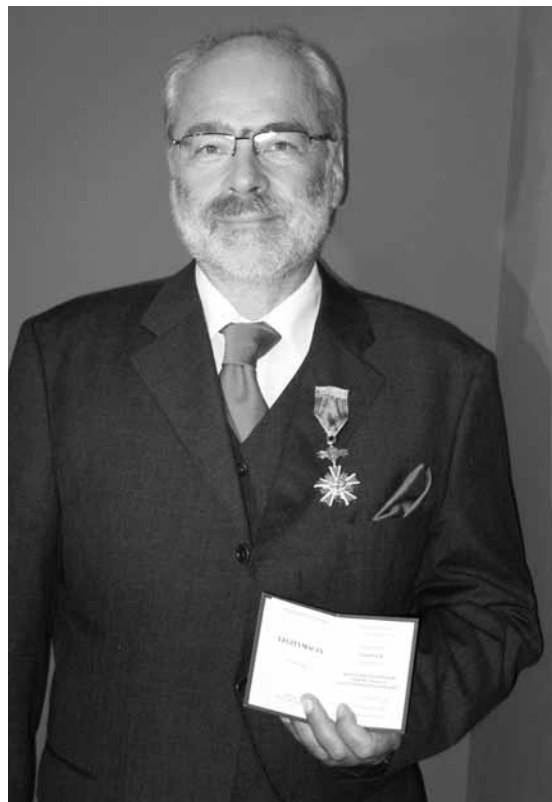
Einige Jahre zuvor hatte Heinrich Böll in

einem Radiogespräch über den Unterschied zwischen den Beziehungen zu Frankreich und zu Polen gesprochen. Die Deutschen - so erinnere ich mich an seine Worte - sind den Franzosen im Krieg zwar mit äußerster Brutalität, aber immer auf Augenhöhe begegnet. In Polen dagegen sind die Deutschen als „Herrenvolk“ eingefallen und haben einen Vernichtungskrieg gegen Polen und Juden geführt, die gleichermaßen zu „Untermenschen“ erklärt wurden. Ohne die Anerkennung dieser Schuld, ohne eine bedingungslose Kapitulation kann es keine normalen Beziehungen zu Polen geben.

Und nun war ich als Deutscher in dieses Land gefahren, hatte Freundschaft und Liebe gefunden, war auf einmal persönlich betroffen und konnte meiner persönlichen Verantwortung nicht ausweichen. Mein Anliegen war nicht „Versöhnung“, wie sie gerne in öffentlichen Reden hüben und drüben beschworen wird, immer dann am lautesten, wenn verdrängte Wahrheiten und ausgeklammerte Konflikte besonders heftig aufbrechen. Meine Sache war Verstehen und Verständigung, Überwinden von Vorurteilen und Normalisierung.

In den zurückliegenden Jahrzehnten haben sich unsere Möglichkeiten enorm erweitert. Polen ist Mitglied der EU, wir können einander ohne Grenzkontrolle besuchen und mit einem Billigflugticket die weite Anreise verkürzen. Und deutsche wie polnische Diplomaten werden nicht müde, den guten Stand der Beziehungen zu loben. Ist also alles gut?

Ich glaube nein. Der Skandal um die Frechheit einer immer noch führenden Politikerin und Vorsitzenden eines mächtigen Verbandes überdeckt nur, dass die Mehrheit der Bundestagsparteien unter dem Vorwand der „Versöhnung“ eine Stiftung errichtet hat, die die deutschen Opfer der Vertreibung durch ein „Sichtbares Zeichen“ in die Nähe des Holocaust und des Völkermords rückt und die Polen, das Volk der Opfer, eo ipso zum „Tätervolk“ etikettiert. Nichts anderes haben die Vertreter des Bundes der Vertriebenen im Stiftungsrat in den letzten Monaten gesagt.



Noch ist die Mehrheit in Deutschland nicht bereit, dem wohl 40 Jahre alten Aufruf Bölls zu folgen und sich bedingungslos der Vergangenheit zu stellen. Wir haben noch viel zu tun, bis sich unsere Beziehungen normalisiert haben.

Meine Vorredner haben viele freundliche Worte für mich gefunden. Ob und was ich in der Verfolgung meiner Sache in den letzten 35 Jahren bewirkt habe, weiß ich nicht. Aber ich weiß ganz sicher, dass ich ohne die Freundschaften, die ich in Polen und darüber hinaus gefunden habe, nichts hätte verrichten können. Daher denke ich vor allem an jene, die heute nicht mehr leben: Andrzej Piotrowski, Stefan Leder und seine Frau Pola, Adam Szymusik, Maria Orwid. Sie und die vielen Lebenden haben mich mit Freundlichkeit, Geduld, herzlicher Aufmerksamkeit und beständiger Ermutigung als Deutscher in Polen empfangen und mich auf meinem Weg begleitet.

Die Auszeichnung, die ich heute erhalten habe, ist etwas Besonderes. Und doch muss ich sagen, dass ich nichts Besonderes getan habe, dass alles notwendig war. Ich hätte nichts davon sein lassen können. Meine Frau und meine Kinder haben das leider gelegentlich gespürt.

Vielleicht sollten wir einfach mal wieder nach Polen fahren? Denn eines haben wir inzwischen gelernt: Dieses Land gibt es, ich weiß es herzlich. (Alfred Döblin).



Der Strich bricht Recht

Mateusz Grzelak bekommt noch immer keinen Ethikunterricht in der Schule. Dafür hat er zumindest in Straßburg Recht bekommen, dass die Diskriminierung ist.

Von Joanna Podgórska

Mateusz Grzelak bekommt noch immer keinen Ethikunterricht in der Schule. Dafür hat er zumindest in Straßburg Recht bekommen, dass die Diskriminierung ist.

Mateusz' Probleme haben schon im Kindergarten begonnen, als in der ältesten Gruppe Religionsstunden eingeführt wurden. Die Grzelaks waren als nichtreligiöse Familie dagegen, dass ihr Sohn daran teilnimmt. Am Anfang versuchten sie, die Sache schweigend zu übergehen, hofften darauf, dass sich alles irgendwie fügen würde, aber als sie das Lehrbuch bezahlen sollten, mussten sie eine Erklärung abgeben. Bis dahin war Mateusz gern in den Kindergarten gegangen. Von jetzt ab kam er verweint nach Hause, denn für die Religionsstunde trennten ihn die Kindergärtnerinnen von der Gruppe. Er sollte allein bleiben und mit Bausteinen spielen. Über die Familie kamen Gerüchte auf. Juden? Kommunisten? Zeugen Jehovas? Auf jeden Fall waren die irgendwie anders.

In der Grundschule wurde es noch schlimmer. Sie mussten eine Erklärung unterschreiben, dass sie auf den Religionsunterricht verzichten, obwohl laut Gesetz eigentlich die Eltern der Kinder, die am Religionsunterricht teilnehmen, eine Erklärung unterzeichnen müssten. Auf ihre Bitte, Ethikunterricht anzubieten, bekamen sie zu hören, dass die Schule als Alternative für Mateusz einen Aufenthalt auf dem Flur oder eventuell in der Bibliothek organisieren kann. Weil er anders war, wurde er von seinen Mitschülern gehänselt, geschlagen, mit Gewalt wurde versucht, ihn zu bekehren. Seine Sachen wurden in der Toilette versenkt. Er musste die Schule wechseln. Dort gab es zwar auch keine Ethik, aber zumindest hatte er während des Religionsunterrichts zusätzliche Deutschstunden.

„In jeder Schule, in der unser Sohn war, ob im Gymnasium, dann im Lyzeum, später im Technikum, haben wir beantragt, dass Ethikunterricht angeboten wird“, erzählt Czesław Grzelak. „Die Direktoren haben mich wie eine sonderbare atmosphärische Erscheinung angesehen: Ethikunterricht in Ostrów Wielkopolski? Ich sei wohl auf den Kopf gefallen.“

Die Grzelaks begannen, sich zu beschwe-

ren. Bei der Schuldirektion, beim Kuratorium, beim Ministerium für Nationale Bildung, beim Präsidenten, beim Bürgerbeauftragten. Sie bekamen ausweichende Antworten. Theoretisch hätten sie recht, aber wenn es praktisch nicht umsetzbar sei, dann könne man nichts machen. Der Bürgerbeauftragte, bei dem sie sich wegen Diskriminierung beschwerten, antwortete, dass „die Sympathie von Mitschülern nicht von der Weltanschauung der Eltern eines Kindes abhängen sollte. Leider lassen sich fehlende Sensibilität und die Intoleranz mancher Menschen nicht per Gesetz ändern.“ Im Jahr 2002 beschlossen sie, sich beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg zu beschweren.

„Mir wurde vorgeworfen, ich hätte den Kampf aufgenommen ohne Rücksicht auf das Wohl meines Kindes, ich setze durch ideologische Blindheit meinen Sohn Problemen und Unannehmlichkeiten aus. Meine Frau und ich haben uns diese Entscheidung wohl überlegt. Wir haben die ganze Zeit über versucht, ihn zu schützen, aber wir konnten wirklich nicht anders vorgehen“, erklärt Czesław Grzelak. „Wir wollten unseren Sohn zu einem anständigen und aufrichtigen Menschen erziehen. Wie hätten wir ihm sagen sollen: Wir sind zwar konfessionslos, aber geh um des lieben Friedens willen zum Religionsunterricht und tu so als ob? Wir wollten ihm nicht von klein an Heuchelei beibringen.“ Zuvor waren zwei ähnliche Fälle (Janik gegen Polen und Saniewski gegen Polen) von Straßburg abgewiesen worden.

„Jahrelang hat der Gerichtshof sich bemüht, nicht in die delikate Angelegenheit des Verhältnisses von Staat und Kirche einzugreifen“, erklärt Dr. Adam Bodnar, Sekretär der Helsinki-Föderation für Menschenrechte, die die Grzelaks in Straßburg unterstützt hat. „In letzter Zeit hat sich jedoch die Situation verändert. Die Richter sind der Meinung, dass die Rechte und Bedürfnisse konfessionsloser Menschen nicht länger ignoriert werden dürfen. Ein Durchbruch war der Fall eines Kruzifixes, das in einer italienischen Schule angebracht war.“

Der Fall der Grzelaks zog sich acht Jahre hin, doch das Urteil des Gerichtshofes ist eindeutig. Der Strich auf dem Zeugnis in der Rubrik Religion/Ethik ist eine Form der Diskriminierung. Wenn ein Staat – direkt oder indirekt – eine Situation schafft, in der die Individuen dazu verpflichtet sind, ihre religiösen Überzeugungen offen zu legen, greift er in die Gewissens- und Bekennnisfreiheit ein. Besonders, wenn es um die Sphäre öffentlicher Dienstleistungen geht wie die Bildung. Der Gerichtshof war außerdem der Meinung, dass ab September 2007, als der Bildungsminister eine Verordnung erlassen hat, nach der die Note für den Religions- oder Ethikunterricht in den Gesamtdurchschnitt einzurechnen ist, die Situation von Schülern wie Mateusz Grzelak noch problematischer geworden sei, weil praktisch kein Ethikunterricht angeboten werde. Ein halbes Jahr zuvor hatte das Verfassungsgericht mit einer Stimme Enthaltung durch Professor Ewa Łętowska befunden, dass diese Vorschrift verfassungsgemäß sei.

„Das Verfassungsgericht hat die Angelegenheit in rein theoretischen Dimensionen betrachtet. Es hat die Vorschriften analysiert, und die Augen vor der Wirklichkeit verschlossen“, sagt Adam Bodnar. „Das Urteil des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte sollte ihm eine Lehre sein, dass man so nicht verfahren darf.“

Der Ethikunterricht an polnischen Schulen war von Beginn an reine Fiktion. Als der Religionsunterricht [im Jahr 1990, Anm. d. Red.] eingeführt wurde – wir erinnern uns, dass dies durch ein Hintertürchen geschah, da kraft einer Verordnung des Ministers, und nicht eines durch den Sejm verabschiedeten Gesetzes und unter gewaltigem gesellschaftlichen Widerstand – fügte man den Ethikunterricht als eine Art Feigenblatt hinzu. Es sollte die faktische Diskriminierung Konfessionsloser in einem weltanschaulich neutralen Staat verdecken und den Anschein eines Kompromisses beider Konfliktparteien wecken. Ähnlich sieht es mit der Regelung aus, in der Schule Sexualkunde einzuführen, die mit der Verabschiedung des restriktiven Abtreibungsgesetzes aufgestellt wurde. Man schreibt da irgend etwas hinein, um den Opponenten den Mund zu stopfen, die Praxis sieht dann ganz anders aus. „Es gibt keine Interessenten für den Ethikunterricht, und selbst wenn sich welche finden, wird es schon bald keine mehr geben“, erklärte der damalige Vizebildungsminister Kazimierz Marcinkiewicz [in den Jahren

1992 - 1993, Anm. d. Red.]. Hochrangige Wissenschaftler wie die Professoren Ewa Łętowska, Jacek Hołowka, Hanna Świda-Ziemba, Barbara Stanosz, die kostenlose Vorlesungen in den Schulen einführen wollten und das Ministerium lediglich um Hilfe bei der Organisation baten, erhielten als Antwort, das Ministerium „sehe keinen Bedarf, dieses Angebot privilegiert zu behandeln“.

Als Schüler erklärten, dass sie am Ethikunterricht teilnehmen möchten, verleiden es ihnen die Schulen, indem sie die Unterrichtsstunde auf 7.00 Uhr legten oder an das andere Ende der Stadt, oder indem sie darauf hinwiesen, dass im kommenden Jahr die Abiturprüfungen seien und man besser nicht auffallen solle. Es entstand ein Teufelskreis: Es gibt keinen Ethikunterricht, weil es keine Interessenten gibt, es gibt keine Interessenten, weil es keinen Ethikunterricht gibt. Ministerin Katarzyna Hall hatte versprochen, dass sich dies ab September 2009 ändern würde. Als die Grzelaks in Straßburg Beschwerde einlegten, war der Ethikunterricht in 1 Prozent der polnischen Schulen eingeführt, heute sind es 2,4 Prozent. Dies lässt sich kaum als reale Veränderung bezeichnen. Und es ist nicht das Ergebnis besonderer Maßnahmen des Ministeriums, sondern folgt aus der Tatsache, dass die Note für den Ethik- oder Religionsunterricht in die Gesamtnote einfließt. Eine Handvoll entschlossener Personen, die entschieden die Teilnahme am Religionsunterricht verweigern, hat begonnen, auf die Schuldirektionen Druck auszuüben.

Im Rahmen von Reformen entstanden Grundlagen für den Ethik-Lehrplan, aber in den Grundschulen und Gymnasien gibt es keine Lehrbücher. Das erste vom Bildungsministerium bestätigte Lehrbuch für vom Gymnasium weiterführende Schulen war das Buch des Priesters Professor Andrzej Szostek, Publizist der Wochenzeitschrift *Niedziela*. Jetzt stehen auf der Lehrbuchliste noch zwei Bücher von Magdalena Środa [Philosophin und Professorin für Ethik an der Universität Warschau, Anm. d. Red.]. Mit diesen Büchern gibt es jedoch ein Problem: Sie existieren nämlich physisch gar nicht. Vor vielen Jahren schon sind sie eingestampft worden. „Ich werde aus ganz Polen angerufen mit der Bitte um das Lehrbuch, deshalb kopiere ich es eigenhändig und sende es zu“, antwortet Magdalena Środa. „Die Schulbuch- und Pädagogikverlage wollten es nicht neu auflegen, haben aber auf die Rechte verzichtet, vielleicht

klappt es ja mit einem anderen Verlag.“

Die Behörden schieben die Verantwortung für das Straßburger Urteil den Schuldirektionen zu. Das Außenministerium, das bis September Zeit hat sich zu entscheiden, ob es dagegen Widerspruch einlegt, kommentierte, das Problem läge nicht in der polnischen Gesetzgebung, sondern an der schlechten praktischen Umsetzung in den Bildungseinrichtungen. Der Sprecher des Bildungsministeriums Grzegorz Żurawski ist ebenfalls der Meinung, dass die Schuld auf Seiten der Schulen und den leitenden Behörden zu suchen sei, weil diese die Vorschriften nicht respektieren würden. Tatsächlich ist mit der polnischen Gesetzgebung alles in Ordnung, aber die schlechte praktische Umsetzung wird sich durch die passive Haltung des Ministeriums nicht verbessern. Diese Haltung bedeutet nämlich, dass das Ministerium den Zustand akzeptiert.

Wenn das Urteil im Fall Grzelak rechtskräftig wird, wird Polen es umsetzen müssen. Es wird die Verordnung darüber, dass die Note für Religions- oder Ethikunterricht in die Gesamtnote einfließt, zurücknehmen, für diese Note ein gesondertes Zeugnis ausstellen, oder endlich eine reale Alternative für den Religionsunterricht finden müssen. „Wenn die Behörden versuchen sollten, die Sache zu ignorieren, werden sie das Ministerkomitee des Europarates am Hals haben, unterstützt von NGOs“, kündigt Adam Bodnar an. „Und außerdem wäre das peinlich. Noch stehen wir, was die Umsetzung der Urteile des Gerichtshofes angeht, gut da. Es wäre schade, dies zu verderben.“

Das Urteil des EGMR [vom 15. Juni 2010, Anm. d. Red.] gibt den Konfessionslosen, die sich von den polnischen Schulen diskriminiert fühlen, ein wichtiges Druckmittel in die Hand. Die Grzelaks haben den Weg bereitet. Ähnliche Fälle werden sicherlich nicht so lange auf eine Verhandlung warten müssen. Und in diesem Fall muss nicht einmal der innerstaatliche Instanzenzug durchlaufen werden, weil das Gericht eine Entschädigung zuerkennen könnte, was aber die Situation in den Schulen nicht ändern würde. Es genügt nachzuweisen, dass man bei der Schuldirektion, dem Kuratorium und dem Ministerium Beschwerde eingelegt hat, und dann kann man sich an Straßburg wenden. Laut Adam Bodnar, könnte noch mehr Druck auf die Behörden ausgeübt werden, wenn man Zivilklage wegen Verletzung der persönlichen Rechte mit Berufung auf das Urteil des EGMR einlegt und eine Entschädigungszahlung aus dem Fiskus verlangt. Eine Vorlage für solche Beschwerden will das Portal *Racjonalista* auf seinen Seiten veröffentlichen.

Mateusz Grzelak sind noch zwei Jahre Schule geblieben. In einer der Schulen in Ostrów Wielkopolski wurde kürzlich Ethikunterricht eingeführt. Leider ist das nicht Mateusz' Schule. ■ ■

Der Text erschien in der *Polityka* Nr. 27 vom 30.06.2010. Übersetzung: Antje Ritter-Jasinska. Redaktion: Paul-Richard Gromnitza. Wir danken „*Polityka auf deutsch*“ für die Nachdruckrechte. www.de-pl.info



Zufällige Begegnung: Die Studienreisegruppe der VVN-BdA und der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der BRD entdeckte im früheren jüdischen Stadtviertel von Krakau, Kazimierz, den ehemaligen NRW-Ministerpräsidenten Dr. Jürgen Rüttgers. Foto: Forster

Neues Denkmal eingeweiht:

Die Aufständischen bitten die Warschauer um Verzeihung

Museum Durchgangslager 121 mit Multimedia-Ausstellung

Von Karl Forster

Seit langem wird in Polen über die Hintergründe des Warschauer Aufstandes diskutiert. Doch inzwischen geht es nicht mehr nur um die die Vorwürfe gegen die Sowjetische Armee, nicht eingeschritten zu sein, oder die Frage wer, wann, warum, welche Entscheidung traf. Diskutiert wird auch darüber, dass infolge des Aufstandes über 150 Tausend Menschen ihr Leben verloren. Jetzt wurde ein neues Denkmal errichtet, mit dem die Aufständischen die Warschauer Bürger „um Verzeihung“ bitten.

„Wir sind zur größten Ehrerbietung verpflichtet und dazu, uns bei der Bevölkerung unserer Hauptstadt zu entschuldigen, dass sie so schreckliche Demütigungen erlitt, so schreckliche Qualen“, sagte General Zbigniew Ścibor-Rylski, der Vorsitzende des Bundes der Warschauer Aufständischen, während der Feierlichkeiten zur Einweihung eines Denkmals zu Ehren der Opfer des Aufstandes vor 66 Jahren.

Das Denkmal für die Gefallenen, Ermordeten und Vertriebenen der Einwohner Warschaus steht im Park der Freiheit am Museum des Warschauer Aufstandes. Um seine Errichtung an diesem Ort bemühten sich verschiedene Kombattantenorganisationen.

„Wir, die aufständischen Warschauer, die kämpfenden Soldaten, erlebten den Aufstand vollkommen anders als die Zivilbevölkerung. Ihre Tragödie war schrecklich. Wir alle erinnern uns, wie schon gegen Ende des Aufstandes einige den psychischen Druck nicht aushielten. Die Zivilbevölkerung befand sich in Kellern, unter schrecklichen Bedingungen, zusammen mit den Kindern, die sie teilweise erst während des Aufstandes geboren hatten oder wenige Monate vorher, stellte General Zbigniew Ścibor-Rylski fest.

Während des Aufstandes starben rund 150-180 Tausend Menschen aus der Zivilbevölkerung, und über eine halbe Million wurde aus der Stadt vertrieben, in Konzentrationslager verbracht oder zur Zwangsarbeit verschickt. Davon erzählt jetzt eine am Denkmal angebrachte Inschrift in vier Sprachen: polnisch, deutsch, englisch und russisch. Das aus grauem Granit hergestellte Denkmal ist ungefähr zwei Meter hoch und erinnert an eine Säule, die von Schlägen aufgeplatzt ist. Dieses Aussehen

gab ihr der Warschauer Bildhauer Merak Moderau.



Inzwischen wurde in Warschau auch



General Zbigniew Ścibor-Rylski, Pseudonym „Stanisław“ (Jugendbildnis). Foto: Archiv.

das Museum „Dulag 121“ eröffnet. In einer Multimedia-Ausstellung wird über das „Durchgangslager 121“ erinnert, das die Deutschen an der Bahnstrecke zwischen den Bahnhöfen Piastów und Pruszków bei Warschau in einem ehemaligen Eisenbahnreparaturwerk errichtet hatten. Vom 6. August 1944 bis 10. November wurden hier über 650.000 Menschen (einige Quellen sprechen von 750.000) durch dieses Lager zur Zwangsarbeit nach Deutschland oder in die KZs Auschwitz, Stutthof oder Mauthausen verschleppt. ■ ■



Eine Patrouille der Warschauer Aufständischen.

Foto: Archiv



Ich bin Roma und ich habe dieses Land verteidigt

Edward Paczkowski, Jahrgang 1930, schloss sich als Kind dem polnischen Widerstand an, überlebte Gestapo-Folter und fünf Konzentrationslager. Seine gesamte Familie wurde im NS-Völkermord an den Roma getötet.

Edward Paczkowski, geboren am 20. März 1930 in der polnischen Kleinstadt Grabow, überlebte als einziger seiner Familie den nationalsozialistischen Völkermord an den Roma. Seine Eltern, die beiden zwei älteren Brüder, seine drei jüngeren Schwestern und die Familie des ältesten Bruders wurden im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau inhaftiert und bei der Auflösung des so genannten „Familienlagers“ am 2. April 1944 ermordet.

Im Gespräch mit Anna Meier, der stellvertretenden Leiterin der pädagogischen Abteilung der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Oświęcim/Auschwitz, berichtet Edward Paczkowski über sein Leben als 12-jähriger Roma-Jugendlicher im polnischen Widerstand gegen die deutsche

Besatzung und die dreijährige Gefangenschaft in fünf NS-Konzentrationslagern.

Mit den Pfadfindern in den Widerstand: 20 zerstörte Panzer in 12 Monaten

In den 1930er Jahren führten wir ein Nomadenleben: meine Familie wanderte durch ganz Polen, vor allem im Gebiet von Łódź und der Wojewodschaft Kieleckie. Für die Winterzeit suchten meine Eltern dann Mietwohnungen in kleinen Städtchen. Neben der Wohnung hatten wir auch immer einen Pferdestall für unsere Pferde. Ab März gingen wir dann wieder auf Wanderschaft. Im Jahr 1938 wurde mein Vater in

Tomaszów Mazowiecki sesshaft. Er hatte als Kind die Schule besucht und wie mein Großvater eine Ausbildung zum Schmied gemacht.

Als mein Vater sich niederließ, richtete er eine Werkstatt ein und stellte acht Polen ein. Meine Mutter kümmerte sich um den Haushalt. Insgesamt waren wir sechs Geschwister, drei Schwestern und drei Brüder. Von den Jungen war ich der jüngste im Haus. Bis der Krieg ausbrach, besuchten wir in Tomaszów Mazowiecki die Schule. Mein Bruder Jozef Benek, den alle nur Benek nannten, war drei Jahre älter als ich und bei den Pfadfindern. Er schlug mir vor, mich ebenfalls den Pfadfindern anzuschließen. Ab 1940 wurde ich Pfadfinder. Benek gehörte der Armia Krajowa, der polnischen Heimatarmee an. Zuerst wollte er mir nicht sagen, was es damit auf sich hatte. Aber dann erklärte er mir, dass ich Waffen tragen würde: Granaten und Benzinflaschen. Damit würden wir die deutschen Panzer zerstören. „Wir zünden sie an und die Panzer werden brennen. Wenn sie brennen, müssen wir wegrennen“, sagte Benek. Ich zögerte zwei Wochen lang, aber dann gab ich nach. In dieser konspirativen Gruppe waren noch drei Polen. Ich musste einen

Schwur ablegen, dass ich niemandem ein Wort erzählen würde.

Dann bekam ich die Granaten und mein Bruder brachte mir bei, wie ich mit ihnen umzugehen hatte. Nach zwei Wochen bekamen wir schon den ersten Angriffsbefehl auf vier Panzer und zwei Panzerwagen in der Stadt Piotrków. Erst galt es auszuspähen, ob die deutsche Patrouille schon da gewesen war. Dann haben wir die Panzer mit den Benzinflaschen angezündet. Sobald sie brannten, sind wir weggerannt. Das waren unsere Befehle für Piotrków, Kielce und Radom. Im Verlauf eines Jahres zerstörten wir 20 Panzer und 12 Panzerwagen des Feindes. Eines Morgens legten wir uns unter deutsche Panzer in Kielce. Aber die Späher hatten uns diesmal schlecht informiert. Die erste deutsche Patrouille war zwar vorbei gefahren, aber dann kam eine zweite. Die Gestapo verhaftete uns. Sie fassten uns so plötzlich und blitzartig, dass wir gar nicht so schnell reagieren konnten. Wir hatten seitlich am Körper jeder zwei Granaten, zwei Flaschen Benzin und rückseitig eine Pistole, die wir uns im Notfall an den Kopf halten konnten. Wir hatten nicht eine Sekunde Zeit, so schnell fesselten sie unsere Hände auf dem Rücken und verfrachteten uns in ihr Auto.

Gestapo-Folter im Gefängnis und Rettung vor dem Erschießungskommando

Wir waren zu fünft und man brachte uns nach Kielce ins Gefängnis in Einzelzellen. Am dritten Tag holte man uns abends zum Verhör ab. Wir saßen auf eisernen Stühlen und ein eiserner Tisch stand davor. Bis zum Knie gab es Fußfesseln und die Arme und Hände waren auch angebunden. Dann bekamen wir Stromschläge. In den folgenden drei Monaten bekamen wir im Wechsel jeweils eine Nacht Stromschläge und in der folgenden Nacht wurden wir geschlagen. Alles immer einzeln, nie zusammen. Aber keiner von uns gab etwas Preis, wir haben niemanden verraten.

Nach drei Monaten hat man uns mit auf dem Rücken gebundenen Händen nach Tomaszów ins Gefängnis gebracht. Nach einem Monat hat man unsere Namen verlesen, unsere Hände auf dem Rücken gebunden und uns Säcke über die Köpfe gezogen. Wir fünf standen nebeneinander und in wenigen Minuten sollten wir erschossen werden. Aber in dem Moment – unser Anführer war ein Schlesier und sein Vater Offizier



Das ehemalige faschistische Konzentrationslager Auschwitz

Foto: Karl Forster

in der Wehrmacht – kam eine Depesche. Das hat uns gerettet. Alle schrien plötzlich „nicht schießen“, „nicht schießen“. Dann haben sie uns die Säcke vom Kopf gezogen und uns zurück in die Gefängniszellen gebracht. Unsere Eltern wussten bis dahin nicht, wo wir waren.

Als 12-jähriger im Konzentrationslager Auschwitz

Ende September 1942 brachte man uns in das Konzentrationslager Auschwitz. Mir wurde die Häftlingsnummer 66.485 in den Arm gestochen. Wir waren im 18. Block untergebracht. Ich war nicht im Birkenau, sondern im Zentrallager Auschwitz I, das so genannte Stammlager. Wir waren 30 bis 40 Jungen, alle um die 12,13,14 und 15 Jahre alt und mussten genauso arbeiten wie die älteren Häftlinge. Unsere Essensration für einen Tag war ein Kilogramm Brot, das wir zu viert teilen mussten, und eine Suppe aus Kohlrüben und Brennnesseln. In unserem Block waren insgesamt 1.000 Menschen eingesperrt.

Wenn jemand aus dem Lager floh, dann mussten wir zur Strafe die gesamte Nacht auf dem Appellplatz stehen. Im Winter, wenn wir drei bis vier Wochen minus 40 Grad Celsius hatten, starben Menschen vor Kälte. Morgens gingen wir zur Arbeit, auch dann, wenn wir die ganze Nacht gestanden hatten.

Die Nummer auf dem Arm bereitete mir Probleme. Wenn der Blockälteste und der Schreiber die Nummern verlasen und 500

Menschen auf dem Appellplatz standen, habe ich mich nicht gemeldet, weil ich kein Deutsch konnte und sie nicht verstanden habe. Deshalb wurde ich mehrmals im Monat geschlagen. Ich habe lange nicht verstanden, warum sie mich schlugen. Dann habe ich die Nummer auf Deutsch gelernt.

Eines Tages standen vor dem Küchengebäude 12 Galgen. Unter den 12 Stricken wurden 12 Hocker aufgestellt. Dann wurden die Häftlinge mit den Händen auf den Rücken herangeführt und der Lagerkapo legte ihnen die Stricke um den Hals und sie wurden gehängt. Das Schlimmste war, dass jeder Blockälteste mit seinem Block an den Erhängten vorbeigehen musste.

1943: Die SS-Männer haben aus jedem Block zehn Menschen ausgewählt, auch meinen Bruder, und sie in die Gaskammer gebracht. Nach dem Appell habe ich meinen Bruder gesucht. Ich habe ihn tagelang in seinem Block gesucht, aber er war nicht da. Nach einer Woche habe ich dann erfahren, dass Benek vergast wurde. Ich weinte und weinte.

Alltag in Auschwitz

Eines Tages kam ich von der Arbeit. Auf dem Lagergelände befand sich ein Vorratsmagazin. Ich sah dort Brot und dachte, wenn ich ein Brot nähme, hätte ich etwas zu essen. Also griff ich ein Laib Brot und lief davon. Aber ein SS-Mann verfolgte mich, bekam mich zu fassen und ließ mich nicht mehr los. Er zückte seine Pistole und befahl mir zu tanzen. Er schoss mir auf die



Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau

Foto: Forster

Füße und ich hüpfte von einem Fuß auf den anderen. Er zerschoss mir dabei einige Zehen. Erst habe ich das nicht bemerkt, dann spürte ich das feuchte Blut in meinen Holzschuhen. Als die Häftlinge von der Arbeit kamen, gelang es mir zu flüchten. Der SS-Mann konnte mich in dem Gewühl nicht finden und ließ von mir ab. Mein Bein begann zu faulen und eiterte, die Knochen waren durch die Schüsse zertrümmert. Nach zwei Wochen im Krankenbau musste ich wieder arbeiten.

Im Steinbruch von Mittelbau-Dora

Mit 14 Jahren kam ich 1944 nach Buchenwald und war dort vier Wochen im Quarantäneblock. Dann ging es weiter ins Konzentrationslager Mittelbau-Dora. An dem einen Ende des Berg-Tunnels fuhren die Züge raus, dort produzierten die Deutschen die V1. Am anderen Ende des Tunnels schlugen wir die Steine ab, warfen sie auf einen Wagen - den ganzen Tag lang ohne Pausen. In dem Steinbruch habe ich ein Jahr gearbeitet [...] Einmal als mit Dynamit gesprengt wurde und wir nicht schnell genug beiseite gelaufen sind, sah ich einen russischen Häftling neben mir, der erst lachte und dann weinte. Das war Steingas. Der Kapo sagte, dass wir den Stollen verlassen sollten. Wir kletterten einen Stollen tiefer, warteten ein bis zwei Stunden bis das Gas entwichen war und kletterten wieder nach oben. So war unser Leben das ganze Jahr über.

Zu Beginn des Jahres 1945 brachte man mich von Dora in das Konzentrationslager Harzungen, einem Außenlager von Buchenwald. Dort gab es vier Holzbaracken, in jeder Baracke waren wir zu Hundert. Eines Tages gegen 23 Uhr wurden unsere Nummern verlesen und wir wurden auf ein Bahngleis zu einem Zug mit vier Güterwaggons gebracht. Die Hände auf den Rücken gefesselt, wurden wir zu den Waggons geführt und man steckte uns unter den angewinkelten Arm jeweils einen halben Laib Brot, das war alles. Dann fuhren wir eine Woche lang in den Güterwaggons ohne Verpflegung, ohne Essen, ohne Trinken.

Letztendlich brachten sie uns in das Konzentrationslager Bergen-Belsen zwischen Hannover und Celle. Ich war dort eine Woche und wir mussten die Leichen auf die Karren ziehen. Dort gab es sehr viele Leichen, sehr viele Leichenhaufen. Eine Leiche zogen wir immer zu zweit mit einer Schnur an deren Hand oder Bein. Dann mussten wir die Leichen in Gruben hinein werfen.

Der 17. April war der Tag unserer Befreiung! Hurra! Hurra! Hurra! Hurra! Uns haben die Alliierten befreit. Das Lager habe ich aber erst nach einer Woche verlassen.

Hitler hat meine ganze Familie vernichtet

Bis zum Herbst 1945 musste ich mit einem Lungenschaden in einem Sanatorium in Deutschland bleiben, dann schloss ich mich dort einer Roma-Gruppe an und kehr-

te erst 1947 nach Polen zurück. Da war ich 17 Jahre alt und ganz allein: Außer einigen Verwandten mütterlicherseits sind alle Mitglieder meiner Familie während der deutschen Okkupation ums Leben gekommen. Hitler hat meine Familie vernichtet.

Ich bin Roma und ich hab dieses Land verteidigt

Ich mag die Polen sehr gerne. Ich habe von ihnen nie etwas Schlechtes erfahren, Ich habe dieses Land verteidigt, hier wurde ich geboren, hier wurde ich groß und bis zum heutigen Tag achte ich jeden Menschen so wie mich selbst. Ich esse polnisches Brot, es schmeckt mir.

Ich bin ein Roma. Ich kann mich von meiner Tradition nicht lossagen. Wir versammeln uns jedes Jahr im August in Birkenau zum Gedenken an die ermordeten Roma. In den letzten Jahren habe ich an allen Feiern teilgenommen, aber es ist sehr schwer für mich dort hinzufahren. Alle meine Geschwister, meine Mama, meine Schwester, mein Bruder wurden dort ermordet. Bei der letzten Gedenkfeier musste man mich auf einer Trage herausbringen. Ich habe die ganze Zeit nur geweint und geweint. Von 1942 bis 1945 war ich in den Händen des Satans. Ich habe die Gehenna - die Hölle - durchlebt. ■ ■

Aus dem Polnischen übersetzt von Anna Meier und Arthur Osinski.



Anna Meier studierte Kulturgeschichte Ost- und Ostmitteleuropas, Politikwissenschaft und Polonistik am Osteuropainstitut der Universität Bremen und in Gdańsk. Sie beschäftigt sich mit Fragen der deutsch-polnischen Beziehungen vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs und der Herausbildung von (kollektiven und individuellen) Erinnerungskulturen. Seit 2007 arbeitet sie für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste als stellvertretende Leiterin der Pädagogischen Abteilung in der Internationale Jugendbegegnungsstätte Oświęcim/Auschwitz.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung aus: „Zeichen“ 2/2010, www.asf-ev.de



Polens neuer Präsident: Bronisław Komorowski besuchte begleitet von Bundespräsident Wulff das ehemalige KZ Sachsenhausen. Im Hintergrund Gedenkstättenleiter Günter Morsch.

Foto: Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten/Archiv Sachsenhausen

Komorowskis Antrittsbesuch

Polens Präsident besucht Gedenkstätte Sachsenhausen

Er ist nicht zum ersten Mal gekommen

Von Karl Forster

Polens neuer Präsident Bronisław Komorowski besuchte bei seinem Antrittsbesuch in Deutschland begleitet von Bundespräsident Wulff das ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen in Oranienburg bei Berlin.

Es war nicht sein erster Besuch hier, schon als Sejm-Marschall (Parlamentspräsident) hatte er Sachsenhausen aufgesucht.

Im Herbst 1939 wurden 169 polnische Wissenschaftler und über 1000 tschechische Studenten in das KZ Sachsenhausen verschleppt. Insgesamt waren zwischen 1936 und 1945 zehntausende Polen in Sachsenhausen eingesperrt. Im August 1944 war hier der Kommandeur der polnischen Untergrundarmee, General Stefan Grot-Rowecki hingerichtet worden.

Komorowski weiß genau, welche Qualen und Leiden die Häftlinge erdulden mussten. Kurz bleibt er an einem Ort stehen, der als „Sohlenprüfstrecke“ von den Nazis genutzt wurde. Er weiß, dass die Häftlinge eines Strafkommandos dort 30 bis 40 Kilometer am Tag laufen mussten. Als er er-

fährt, dass die Opfer noch zusätzlich einen 25 Kilogramm schweren Rucksack tragen mussten, ist er zutiefst ergriffen.

Die beiden Präsidenten besuchten auch die inzwischen nach zehnmonatiger Dauer beendete Sonderausstellung „Vergessene Vernichtung“ die an die Verfolgung der von den Nationalsozialisten so bezeichneten „Intelligenz“ in Polen und in der Tschechoslowakei zu Beginn des 2. Weltkrieges und ihre Deportation in die Konzentrationslager Sachsenhausen und Ravensbrück erinnert.

Die Ausstellung „Vergessene Vernichtung?“ entstand in Kooperation mit der Karls-Universität Prag und der Jagiellonen Universität Krakau, wo die Ausstellung ab dem 6. November 2010 zu sehen sein wird.

Viele der auf den Fotos abgebildeten polnischen Intellektuellen waren Komorowski mit Namen bekannt“, sagt der Leiter Mahn- und Gedenkstätte, Günter Morsch. „Wir brauchen das Gedenken“, sagte Komorowski nach dem Rundgang. „Ich denke, das ist eine wichtige Ausstellung. Es sollte Brauch werden, sie regelmäßig in Deutschland und Polen zu zeigen“, sagt der Staatsgast. ■ ■

Ministerin: Schulen in Polen dürfen Homosexuellen Beschäftigung verweigern

Warschau - Ausgerechnet die polnische Ministerin für Gleichberechtigung, Elzbieta Radziszewska, sorgte mit der Einschätzung, dass eine katholische Schule in Polen einer lesbischen Frau die Beschäftigung verweigern darf, für Aufregung. Radziszewska sagte in einem Interview mit der katholischen Wochenzeitung „Gosc Niedzielny“, dass eine deklarierte Lesbe eine katholische Schule nicht vor Gericht bringen könnte, wenn diese sie nicht beschäftigen wolle. „Das neue Gesetz präzisiert solche Situationen. Katholische oder konfessionelle Schulen können sich nach eigenen Werten und Prinzipien richten“, erklärte die Ministerin.

Scharfe Kritik

Radziszewskas Aussagen stießen bei Menschenrechtsorganisationen auf scharfe Kritik. „Die Ministerin hat das Prinzip der Nichtdiskriminierung gebrochen“, sagte Elzbieta Czyz von der Helsinki-Stiftung für Menschenrechte gegenüber dem Internetportal des Fernsehsenders TVP Info. „Es ist schmerzlich, dass die für Toleranz verantwortliche Ministerin für Intoleranz wirbt. Darüber hinaus kennt sie sich im Recht nicht aus. Das polnische Arbeitsgesetzbuch und EU-Vorschriften verbieten die Diskriminierung wegen sexueller Orientierung. In der Europäischen Union sind Gerichte mehrmals auf der Seite von Personen gestanden, die wegen ihrer Orientierung entlassen worden sind“, kommentierte Robert Biedron von der „Kampagne gegen Homophobie“ gegenüber dem Internetportal die Aussagen der Ministerin.

Bezug auf EU-Vorschriften

Radziszewska bestätigte ihre Aussage gegenüber Journalisten. Ihrer Meinung nach gehe das Recht der katholischen Schulen auf Nichtbeschäftigung von Homosexuellen direkt aus EU-Vorschriften hervor, so die Ministerin gegenüber tvp.info. „Wenn jemand damit nicht einverstanden ist, soll er bei der Europäischen Union protestieren.“ ■ ■

Denkmal zur Herstellung der Würde von Czesław Trzciński

Stele zur Erinnerung an den ermordeten Zwangsarbeiter

Von Hans A. Graef

Irena Maria Baran, geborene Trzcińska, besuchte vor kurzem auf Einladung von Udo Grausam das Grab ihres Vaters Czesław Trzciński im Gräberfeld der Universitätsanatomie auf dem Stadtfriedhof von Tübingen. Außerdem suchte sie mit ihrer Familie das Gelände der Hinrichtung ihres Vaters bei Rappach in der Gemeinde Bretzfeld im heutigen Hohenlohekreis auf.

Der Besuch

Irena Baran legte in Tübingen einen Blumenstrauß des Vereins Gegen Vergessen – Für Demokratie auf das Grab und stellte ein mitgebrachtes Grablicht auf. Sie selbst, ihr Ehemann Eugeniusz Baran, ihr Sohn Radosław Baran und ihr Enkel Tomasz Baran beteten dort und gedachten des Toten.

Irena Baran dankte den Vereinsmitgliedern Esther Peylo und Udo Grausam für den Hinweis auf das Grab. Zum ersten Mal seit ihrer Geburt im Februar 1939 besuchte sie das wirkliche Grab ihres Vaters. Sie schilderte, wie die Familie bisher am Todestag von Czesław Trzciński zu seinem Gedenken auf den Friedhöfen von Łódź und Będzin am Kreuz für die Personen ohne Grab Kerzen aufstellte und betete. Der Besuch in Tübingen bedeute für sie Trauer um ihren Vater und Abschied von ihm. Sie erfahre auch eine Art Abschluss ihrer Lebensgeschichte in Bezug auf ihre Eltern.

Irena Baran bemerkte die Stille über dem Gräberfeld, das einfach aber angemessen hergerichtet sei. Sie wünsche sich, dass auch Angehörige von anderen dort Bestatteten diesen Ort besuchen könnten. Sie bat darum, das mitgebrachte Grablicht zwischen Allerheiligen und dem Todestag des Vaters am 11. November wieder anzuzünden. Udo Grausam versprach, dies zu tun.

Czesław Trzciński in Bretzfeld-Rappach aufgehängt

Am zweiten Tag ihres Besuches suchte die Familie die Hinrichtungsstelle in Rappach in der Gemeinde Bretzfeld im baden-württembergischen Hohenlohekreis auf. Czesław Trzciński war dort, an seinem ehemaligen Arbeitsort, außerhalb des Dorfes

in einem Geländeeinschnitt von der SS aus dem „Polizeigefängnis“ Welzheim aufgehängt worden. Ein Nachfahre aus der Familie seines Arbeitgebers legte zum Zeichen der Verbundenheit mit der Familie Baran im Gelände eine Rose nieder.

Die Vorgeschichte

Vor ihrem Besuch hatte Irena Maria Baran eine Sammlung von historischen Dokumenten über den Vater Czesław Trzciński und Erinnerungen aus der Familie seines Arbeitgebers erhalten, außerdem einige Bilder vom Gräberfeld X des Tübinger Stadtfriedhofs. Die Sammlung war seit 2002 entstanden durch Recherchen im Universitätsarchiv Tübingen, im Staatsarchiv Ludwigsburg, bei der Deutschen Dienststelle Berlin und beim Internationalen Suchdienst in Bad Arolsen. Der Band von 40 Seiten ist zur besseren Verständlichkeit für die Familie Baran mit einer polnischen Einladung versehen.

Der ehemalige Kriegsgefangene und „Ziwiłpole“ Czesław Trzciński wurde von seinem Arbeitgeber in Rappach angezeigt und Ende Oktober 1942 als „Volksschädling“ in das „Polizeigefängnis“ Welzheim in der Nähe von Stuttgart eingeliefert. Spätere Aussagen einer Zeitzeugin lassen vermuten, dass bei der Hinrichtung in Rappach am 11. November 1942 die Bürgermeister der umliegenden Ortschaften beteiligt waren. Sie führten die Polen aus ihren Dörfern zur Hinrichtungsstelle und zwangen sie dazu, Augenzeugen des Mordes zu werden. Vermutlich hatte der Landrat des Kreises sie dazu aufgefordert. Ein solches Vorgehen ist in mehreren Quellen für weitere Hinrichtungen anderswo belegt.

Die Exekution von Czesław Trzciński muss wegen der antipolnischen Gehässigkeit der Datumswahl am 11. November 1942 als Mord bezeichnet werden. Ziel war offenbar die Demütigung, Verhöhnung und Einschüchterung der Polen an ihrem Nationalfeiertag. Der Hinrichtungstag 11. November war (und ist) der polnische Unabhängigkeitstag, von 1918 bis 1939 und heute wieder der Nationalfeiertag. Bereits 1941 waren an diesem Tag in Welzheim

die beiden Polen Franciszek Dembiński und Stefan Szczepaniak gehängt worden. Den niederen Beweggrund der Hinrichtung müssen die Bürgermeister der Rappacher Umgebung erkannt haben. Denn die meisten hatten den 11. November 1918 selbst erlebt; als Katastrophe der deutschen Kriegsniederlage. Es muss ihnen klar gewesen sein, dass die Stuttgarter und Welzheimer Gestapo am 11. November 1942 an Czesław Trzciński den für Deutschland negativen Ausgang des Ersten Weltkrieges gerächt hat. Sie müssen sich als Erfüllungsgehilfen dieser Rache erkannt haben. Bisher konnte die Gedenkinitiative des Vereins Gegen Vergessen – Für Demokratie keine staatsanwaltschaftliche Ermittlung und kein Gerichtsverfahren gegen die Mörder von Czesław Trzciński und ihre Gehilfen nachweisen. Der Mord scheint juristisch ungesühnt geblieben zu sein.

Irena Baran schaltete 1989 bei der Suche nach ihrem Vater das Rote Kreuz ein

Irena Maria Baran hatte 1989 das Polnische Rote Kreuz um Auskunft über ihren Vater gebeten. Der eingeschaltete Internationale Suchdienst in Bad Arolsen übermittelte den 11. November 1942 als den Todestag, den Ort Rappach als den Sterbeort und die Exekution als die Todesursache. In der Nachricht fehlte aber offenbar der Hinweis auf das Grab in Tübingen, so erzählte Irena Baran beim Besuch. Dabei war bereits 1980 die Grabstelle durch eine Bronzetafel mit dem Namen von Czesław Trzciński bezeichnet worden. Außerdem hatte 1987 die Historikerin Benigna Schönhagen in ihrem Buch über das Gräberfeld X in Tübingen den Namen genannt. Es scheint in der Auskunft an Frau Irena Maria Baran der Hinweis auf das Grab ihres Vaters versäumt worden zu sein. Unsere Gedenkinitiative erfuhr im Herbst 2008 von der Suche der Familie nach Czesław Trzciński und ließ über den Suchdienst eine Einladung zu einem Totengedenken in Tübingen aussprechen.

Uni Tübingen nutzte die Leichen der Hingerichteten zu Versuchszwecken

Auf dem Gräberfeld X des Tübinger Stadtfriedhofs, dem Leichenfeld der Universitätsanatomie, sind mehrere Denkmäler



Udo Grausam und Alfred Geisel am neuen Trzcinskiplatz

Foto: Hans Kumpf

zu sehen: drei Grabkreuze von 1952, die nur die Aufschrift „1939 – 1945“ tragen, eine Steinplatte von 1960 mit einem Text, dann sechs Bronzetafeln von 1980 mit den Namen von 517 NS-Opfern und eine Gedenktafel von 1990, auf der die Universität Tübingen ausdrücklich ihre Verantwortung an der Ausbeutung der Leichen bekennt.

Unsere Initiative in der Gemeinde Bretzfeld im Hohenlohekreis

Seit Jahr 2002 hat unser Mitglied Udo Grausam in Rappach und in der Gemeinde Bretzfeld mehrere Veranstaltungen zum Gedenken an Czesław Trzcinski durchgeführt: einen Vortrag, zwei Seminare, eine Filmvorführung und zwei Mahnwachen. Unterstützt wurde er dabei von der Regionalen Arbeitsgruppe Baden-Württemberg durch den persönlichen Einsatz der Mitglieder und durch eine Entschließung der Mitgliederversammlung von 2004. Besonders zu danken ist unserem Sprecher, Dr. Alfred Geisel aus Aalen, für seine persönliche Anwesenheit bei zwei Veranstaltungen und für seine wiederholte Fürsprache beim Bürgermeister der Gemeinde Bretzfeld. Auch die Europaabgeordnete des zugehörigen Wahlkreises Schwäbisch Hall-Hohenlohe, unsere Vereinskollegin Evelyne Gebhardt, hat in einem Brief den Bürgermeister Föhl der Gemeinde Bretzfeld um Unterstützung der Initiative gebeten.

Dem Bretzfelder Gemeinderat ist inzwischen mehrfach vorgeschlagen worden, ein Gedenkzeichen an Czesław Trzcinski aufzustellen. Das Straßenschild „Trzcinskiplatz“ ist der Gemeinde als Spende angeboten worden. Seit 2006 steht das Schild in Bretzfeld in einem privaten Vorgarten und kann von Passanten gelesen werden.

Bei ihrem Besuch haben Irena Maria Baran und ihre Familie das Schild besichtigt. Sie gestatten unserer Initiative die weitere Verwendung zum Gedenken an den Vater und halten es als öffentliches Zeichen des Eingedenkseins für angemessen. Die Familie Baran will das Gedenken!

(Übersetzung der Gespräche von Elżbieta Mauch und Marek Wojciechowski)

Die anderen Reiseführer



CityCult_Polska

ist ein Stadtführer der anderen Art. Er fängt die Begeisterung für die Großstädte Polens, für Zeitgeist und Kultur in Polen ein. Sieben Insider zeigen Nischen und Nobles,

Erahtenes und Erhofftes, ihre Lieblings-ecken und Geheimtipps, laden ein, machen Appetit und stillen ihn sogleich. Kunst, Kultur und Szene am Puls der Zeit, im Herzen Europas. Von Clubs, über Theater, Galerien, Designläden, Kinos,

Festivals, Restaurants, Museen, Spaziergänge, Cafés und Kneipen bis hin zu Insiderwissen, Essen, Trinken, Schlafen, Feiern, Tanzen und Erholen ist alles dabei.

Eine Leseprobe findet man unter:

www.polenplus.eu/downloads/presse/citycult/citycult_polska/leseprobe/citycult_polska.pdf

CityCult_Polska_Festivals ist der zweite Coup der CityCult-Serie. Es ist der ultimative Kulturführer für eine (Rund)Reise durch die Eventlandschaft Polens: auf 140 Seiten mit 88 Abbildungen werden über 70 Festivals in 32 Städten vorgestellt: 9 Szene-Insider stellen liebevoll in den Sparten Kunst, Theater, Tanz, Musik, Design, Film und Weltkultur ein perfektes Kunst- und Kulturfestivalprogramm zusammen.

Leseprobe unter: www.polenplus.eu/presse/ccpf/Leseprobe_CityCult_Polska_Festival.pdf

POLEN und wir

Sie sind noch kein regelmäßiger Leser unserer Zeitschrift: das sollte sich ändern. Für nur 12 Euro pro Jahr erhalten Sie vier Ausgaben der Zeitschrift „POLEN und wir“ frei Haus. Sie erhalten interessante Hintergrundinformationen zu den deutsch-polnischen Beziehungen und unterstützen damit die Arbeit der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland e.V.

Bestellungen an: Polen und wir - c/o Manfred Feustel,
Im Freihof 3, 46569 Hünxe. Fax: 02858 - 7945 oder
per mail abo-puw@polen-news.de

DOK 5 – WDR-Feature:

Niemcy - oder N wie Nachbarn

Der schwierige Wandel in den deutschpolnischen Beziehungen

Von Boris Heinrich

In diesem Jahr 2010 wurde die Deutsch-Polnische Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 60 Jahr alt. Eigentlich ist das kein Grund zu Feiern, dass noch immer die Notwendigkeit einer derartigen Gesellschaft besteht, dass wir noch immer für das Erreichen „normaler“ Beziehungen zwischen Deutschland und Polen arbeiten müssen. Just zu diesem Jubiläum (aber nicht aus diesem Anlass) zeigt ein Hörfunkbeitrag des Westdeutschen Rundfunks die Themen auf, die für die Deutsch-Polnische Gesellschaft heute noch auf der Tagesordnung stehen. Für die Redaktion von POLEN und wir ein Anlass, für alle Leser, die diesen Beitrag nicht hören konnten, zumindest das Manuskript zu dokumentieren.

Hist. O-Ton Konrad Adenauer: Entsprechend den zahlreichen Erklärungen des Bundestags und der Bundesregierung wird das deutsche Volk die sogenannte Oder-Neiße-Grenze niemals anerkennen.

Hist. O-Ton Willy Brandt: Auch für die Westgrenze Polens gilt, es gibt weder Entspannung noch gesicherten Frieden in Europa, wenn wir nicht ausgehen von der Lage in Europa wie sie ist.

O-Ton Koch: Sie wissen, dass in einem Briefwechsel der Außenminister —

Erzählerin: Professor Christoph Koch, Vorsitzender der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland

O-Ton Koch weiter: — Fragen der Staatsangehörigkeit und des Eigentums ausdrücklich von der Regelung des Vertrages von 1990 ausgenommen worden sind.

O-Ton Pomianowski: Zugleich absolvierten wir damals einen Schnellkurs im richtigen Umgang miteinander.

Erzählerin: Wojciech Pomianowski, erster polnischer Austauschdiplomate im Auswärtigen Amt.

O-Ton Pomianowski: Beiderseits der Grenze herrschte ein Enthusiasmus der ersten Stunde. Eine Art Romantik der Zusammenarbeit. Auf der politischen Bühne gab es große und wichtige Gesten.

O-Ton Möller: Klischee Nummer eins ist natürlich klar:

Erzählerin: Steffen Möller, beliebtester Deutscher in Polen.

O-Ton Möller weiter: Die deutsche Vergangenheit in Polen. Wo immer wir hinkommen, reckt sich ein rechter Arm nach oben.

O-Ton Wojciechowski: Das Miteinander der Deutschen und der Polen an dieser Grenze ändert sich sehr stark.—

Erzählerin: Krzysztof Wojciechowski, Lei-

ter des Collegium Polonicum an der Europauniversität Viadrina

O-Ton weiter: —Ich kann mich noch an die Zeiten erinnern, wo es physisch unangenehm war für den Vertreter eines Volkes auf der anderen Seite zu sein.

O-Ton Pomianowski: Es fehlte auch nicht an Arbeitsunfällen. An grenzüberschreitenden Brötchenkriegen oder parlamentarischen Resolutionsduellen.

O-Ton Monika Röhr: Der größte Unterschied zwischen Deutschen und Polen ist, — Erzählerin: Monika Röhr, Studentin mit deutsch-polnischen Wurzeln, lebt zur Zeit in Warschau.

O-Ton Monika Röhr: — dass die Polen Döner Kebab mit einer Gabel essen!

ANSAGE Radiosprecher:

„Niemcy“ -oder „N“ wie Nachbarn —

Der schwierige Wandel in den deutsch-polnischen Beziehungen.

Ein Feature von Boris Heinrich

Erzählerin: „Niemcy“ bedeutet „die Deutschen“ oder auch „Deutschland“. Das Wort kommt aus dem Slawischen und meint ursprünglich „stumm“ oder „die Stummen“. Und gesprochen wurde zeitweise sehr wenig. Die Beziehungen zwischen Deutschen und Polen beruhen auf einer wechselvollen gemeinsamen Geschichte und sind über Jahrhunderte durch sie geprägt. Die Verstimmungen während der Kaczyński-Ära und die Kommunikation der Politiker beider Länder, bis hin zur Isolation Polens beim EU-Gipfel in Brüssel 2007, kann man als Beleg dafür sehen. Aber auch wenn die antideutschen und europafeindlichen Äußerungen des damaligen polnischen Ministerpräsidenten Jarosław Kaczyński so nicht haltbar waren, rissen sie doch alte Wunden auf.

Die enorme Medienwirksamkeit dieser Äußerungen konnte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich beide Nachbarn seit Jahrzehnten auf einem gemeinsamen Weg befinden.

Erzählerin: Sommer 2008. Lange hatte es gedauert, bis die erste Oder-Fähre zwischen Deutschland und Polen nach 1945 vom Stapel gelassen werden konnte. Der Plan, schon 1993 ins Auge gefasst, stand 15 Jahre später kurz vor seiner Realisierung. Nun wurde, um den Anlass gebührend zu würdigen, ein kleines Fest mit politischer Prominenz veranstaltet. Doch schon nach 12 Tagen war die neue Verbindung wieder eingestellt. Ein Motorschaden zwang das fröhlich gefeierte Wasserfahrzeug zurück ins Dock. Außerdem hatten sich Fahrgäste über den lauten Motor und das Spritzen der Schaufelräder beschwert. Alles in allem eine von Pannen begleitete Veranstaltung, die diversen Klischees beiderseits des Oderufers gerecht wird. Fast, als hätte es einfach nicht sein sollen.

Erzählerin: Zwei Jahre zuvor, im Herbst des Jahres 2006 war die politische Kommunikation nach diversen Schlagabtauschen fast verstummt. Es hatte den Anschein, als wolle Deutschland die Regierung der Kaczyńskis aussitzen oder benötigte eine Atempause. Da ereignete sich an der gemeinsamen Ostseeküste, dort wo die Halbinsel Usedom an das polnische Świnoujście grenzt, eine Begegnung auf offener See, die, kurz darauf, im Oktober 2006 als folgende Schlagzeile die Runde machte:

Radiosprecher: Schwerer Zwischenfall auf der Ostsee belastet erneut die deutsch-polnischen Beziehungen. Vor der Insel Usedom haben polnische Grenzschützer Warnschüsse in Richtung eines deutschen Ausflugsdampfers abgefeuert. Die Besatzung der „Adler Dania“ habe sich — laut polnischer Behörden — Zollkontrollen widersetzt...

Erzählerin: Ein Höhepunkt in einer immer absurder werdenden Eiszeit der deutsch-polnischen Beziehungen: Streit um Karikaturen, die die Kaczyński-Brüder mit Kartoffelköpfen zeigen, gekontert von Erika Steinbach in SS-Uniform auf dem Rücken von Kanzler Schröder reitend, erwidert von einer barbusigen deutschen Kanzlerin als Kaczyński-Amme, und so fort...

Aber hatte nicht Deutschland seine unbestreitbare Kriegsschuld eingestanden und waren die beiden Länder nicht schon lange auf einem anderen Weg, dem der Annäherung und Aussöhnung?

Hist. O-Ton Willy Brandt: Vor dem Denkmal für die im Warschauer Ghetto Umgekommenen kniete ich nieder. Der Kniefall von Warschau, den man in der ganzen Welt zur Kenntnis nahm, war nicht geplant. Unter der Last der jüngsten Geschichte tat ich, was Menschen tun, wenn die Worte versagen. So gedachte ich der Millionen Ermordeter.

O-Ton Pomianowski: Mein Abenteuer mit Deutschland begann mit Willy Brandt. Ich erinnere mich, welchen Eindruck auf mich, damals Germanistikstudent, der Kniefall des Bundeskanzlers in Warschau, der Neubeginn machte, der am 7. Dezember 1970 im Normalisierungsvertrag festgehalten wurde. Dieser Vertrag, wie Sie wohl wissen, hatte in Deutschland auch viele Gegner. Willy Brandt wurde seinetwegen zum Teil wüst beschimpft.

Erzählerin: Das Bild vom Kniefall am Mahnmal für die Opfer des Aufstandes im Warschauer Ghetto, 25 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges, geht um die Welt. Am gleichen Tag wird der "Warschauer Vertrag" unterzeichnet; ein Meilenstein auf dem Weg zur Normalisierung der Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland mit den nächst-östlichen Nachbarn, jenseits der DDR. Die Bundesrepublik erkennt die „Oder-Neiße-Linie“ als „westliche Staatsgrenze der Volksrepublik Polen“ an. Beide Länder verpflichten sich zu Gewaltverzicht und bekennen sich zur Unverletzlichkeit der bestehenden Grenzen in Europa.

Willy Brandt gilt seitdem als Politiker und Staatsmann, der weit über sein Land hinaus moralische Maßstäbe setzt, Deutschland wird wieder als friedfertig angesehen. Doch trotz der neuen Entspannungspolitik bleibt die Beziehung der beiden Länder schwierig.

O-Ton Koch: Die Ursache, die Quelle, aus der alle Verwerfungen im deutsch-polnischen Verhältnis sprudeln, ist die Interpretation des Geschehens am 8. Mai 1945 und am 5. Juni 1945, also die Kapitulation des Dritten Reiches und die Übernahme der obersten Gewalt in Deutschland durch die Alliierten.

Erzählerin: Professor Dr. Christoph Koch ist Vorsitzender der Deutsch-polnischen Gesellschaft. Sein Vorgänger, der bekannte Verfassungsrechtler Professor Helmut Ridder, engagierte sich schon sehr früh für die Aussöhnung mit Polen. Diese erste deutsch-polnische Gesellschaft wurde 1950 in Düsseldorf gegründet und war die westdeutsche Neuformierung der 1948 in Berlin gesamtdeutsch konstituierten "Hell-

mut von Gerlach Gesellschaft". Während diese Vereinigung in der DDR nur bis 1953 bestand, existierte sie im Westen trotz großer Schwierigkeiten auch in der Zeit des Kalten Krieges.

O-Ton Koch: Die meisten deutsch-polnischen Gesellschaften arbeiten nach dem Prinzip, möglichst weit gehende Kenntnisse des einen Volkes über das andere zu verbreiten, herzustellen, und zu fördern, wenn man es ein bisschen eng führen will, nach dem Prinzip "je länger sie sich kennen, desto mehr werden sie sich lieben". Unsere Gesellschaft vertraut diesem Prinzip nicht in der gleichen Weise. Wir denken auch, dass das so ist, aber dass es an den Klippen die in der Landschaft nach wie vor stehen, jederzeit scheitern kann. Das heißt, dass es nach wie vor dringend geboten ist, diese Klippen und Hürden - die Untiefen sozusagen in den deutsch-polnischen Beziehungen - zu beseitigen, um überhaupt die Voraussetzungen für dieses anders gezeichnete Konzept zu schaffen.

Erzählerin: Professor Koch sieht in der Auslegung des 08. Mai 1945 den entscheidenden Konflikt in den Beziehungen der Länder.

O-Ton Koch: Die Interpretation der Bundesrepublik ist entstanden unmittelbar nach dem Kriege, im Schoße der letzten nationalsozialistischen Regierung, der Regierung Dönitz, deren Machtbereich auf ein Haus in der Nähe von Flensburg und ein paar Telefonleitungen und Funkverbindungen ins Reich beschränkt war. Der Innenminister dieser Regierung, der vorher Staatssekretär im Innenministerium des Dritten Reiches war, Wilhelm Stuckert, hat eine Expertise verfasst, am letzten Tag der Existenz der Regierung Dönitz, die am anderen Tag von einer britischen Panzereinheit verhaftet wurde, und darin festgestellt: Erstens, die militärische, die bedingungslose Kapitulation am 8. Mai 1945 war allein eine militärische und keine politische, es hat also nur die Wehrmacht kapituliert, das bedeutet, dass das Deutsche Reich als solches fortbesteht über den 8. Mai 1945 hinaus, und das bedeutet, dass die alliierte Besatzung eine - wie der terminus technicus heißt - occupatio bellica ist, das heißt, eine, die die Besatzungsmächte an die Bedingungen der Haager Landgerichtsordnung von 1907 bindet. Diese These muss man natürlich erst auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen. Wenn man sich die tatsächlichen Verhältnisse am 8. Mai 1945 anschaut, dann kommt man als Historiker und als Mensch mit normalem

Menschenverstand nur zu dem Schluss, untergegangener als das Dritte Reich am 8. Mai 1945 kann man nicht sein.

Erzählerin: Die Bundesrepublik betrachte sich allerdings, führt Professor Koch aus, als Nachfolger des Deutschen Reiches von 1871. Und nach Auffassung der Bundesrepublik habe das Deutsche Reich den 8. Mai 1945 überlebt. Der Bundesrepublik sei es daher verboten, irgendeine Handlung vorzunehmen, die dem völkerrechtlich fortbestehenden Deutschen Reich vorgreifen würde, da dieses eines Tages seine Handlungsfähigkeit wieder erlangen könnte. Dieser so genannte Revisionsvorbehalt, der über allen außenpolitischen Handlungen der Bundesrepublik liegt, ist vom Bundesverfassungsgericht in verschiedenen Urteilen bestätigt worden. Das entscheidende Urteil dazu erging am 31. Juli 1973¹ über die Verfassungskonformität des Grundlagenvertrags zwischen der Bundesrepublik und der DDR. Darin heißt es: O-Ton Koch: Erstens, das Deutsche Reich hat den 8. Mai 1945 überdauert. Zweitens, die Bundesrepublik ist mit dem Deutschen Reich -

(Unter O-Ton Einspielung Tagesschau vom 31.07.1973: „Hier ist das Deutsche Fernsehen mit der Tagesschau.“)

es ist immer das Reich von 1871 gemeint, übrigens, ja, nicht spätere Ausformungen - ist mit diesem Reich identisch, allerdings umständehalber teilidentisch.

(Einspielung Tagesschau: „Der Rechtsstreit um den Grundvertrag ist entschieden. Er hat, so sagen die Richter, einen Doppelcharakter. Seiner Art nach ist er ein völkerrechtlicher Vertrag, seinem Inhalt nach regelt er jedoch die Beziehungen der beiden deutschen Staaten untereinander. Ausdrücklich hält das Gericht daran fest, dass das Deutsche Reich den Zusammenbruch von 1945 überdauert habe, wenngleich es als Gesamtstaat nicht handlungsfähig sei.“)

Und jetzt kommt noch etwas ganz wichtiges hinzu: es ist jeder Regierung und jedem Organ dieser teilidentischen Bundesrepublik verboten, dem Handeln des Reiches, das handlungsunfähig aber als Völkerrechts-Objekt bestehend ist, vorzugreifen. Das bedeutet, wenn die Bundesrepublik einen Vertrag abschließt, dann darf sie ihn nur in ihrem eigenen Namen abschließen, und ist völkerrechtlich auch nur

1 Urteil vom 31.07.1973 zum Grundlagenvertrag vom 21.12.1972 der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik (BVerfGE 36, 1 ff)

in ihrem eigenen Namen daran gebunden, was an sich eine Selbstverständlichkeit ist, aber der Vertragsabschluss und das Handeln der Bundesrepublik steht unter dem Vorbehalt, dass das Reich, das Deutsche Reich, was im Moment seine Rechte nicht wahr nehmen kann, nicht an die Vereinbarung der Bundesrepublik gebunden ist, sollte es einmal seine Handlungsfähigkeit wieder erlangen.

Erzählerin: Professor Koch sieht in der Frage der Anerkennung oder der Nicht-Anerkennung der Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges eine Quelle der Verwerfungen in den deutsch-polnischen Beziehungen. Diese Frage kann nur mit den Mitteln der Geschichts- und Rechtswissenschaften untersucht werden. Es ist eine Frage objektiver Bedingungen und nicht einer subjektiven Interpretation. In einer Stellungnahme junger Experten aus Deutschland und Polen zum siebzigsten Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkrieges unter dem Patronat von Władysław Bartoszewski, Tadeusz Mazowiecki, Bernhard Vogel und Richard von Weizsäcker heißt es unter dem Titel „Zukunftsorientierte Zusammenarbeit im Wissen um die Vergangenheit“ im September 2009:

Zitator: Mit dem Ende des Kalten Krieges und der Befreiung Europas vom Kommunismus erreichte die deutsch-polnische Aussöhnung eine neue Qualität: (...) Die Nachkriegsgrenzen wurden durch den Grenzvertrag vom 14. November 1990 endgültig auch völkerrechtlich bestätigt. (...) Der ausgehandelte Grenzvertrag stellte die bilateralen Beziehungen symbolisch wie faktisch auf eine neue Grundlage.

O-Ton Pomianowski: Von dem Jahre 90 ist schon eine ganze, im deutsch-polnischen Verhältnis mindestens, aber auch im europäischen Verhältnis, schon eine ganze Epoche vergangen. Natürlich wurden manche Sachen von den Verträgen ausgeklammert, da die beiden Seiten offensichtlich damals nicht bereit waren, dies zusammen zu regeln. Trotzdem finde ich, ist es besser, einen umfangreichen Vertrag mit den ausgeklammerten paar Problemen zu haben, statt diesen Vertrag nicht zu haben natürlich. Die Eigentumsfrage war ein schwieriges Problem auch in den letzten Jahren oder ein paar Jahre vorher, Synonym für dieses Problem war die sogenannte „Preußische Treuhand“ und ihre Forderungen das alte Eigentum zurück zu bekommen. Aber die Sache ist eindeutig geklärt.

Erzählerin: Das Auswärtige Amt betont zu den deutsch-polnischen Beziehungen

grundsätzlich:

Zitator: Polen ist für Deutschland ein wichtiger Partner und die Beziehungen hat seit 1989 eine starke Substanz entwickelt. Die übereinstimmenden Interessen in vielen Bereichen und die gemeinsame Mitgliedschaft in EU und NATO geben ihnen ein solides Fundament. Die besondere Qualität der Beziehungen zwischen Deutschland und Polen basiert unter anderem auf der vorbehaltlosen deutschen Anerkennung der Schuld für den Zweiten Weltkrieg. Die zahlreichen Veranstaltungen im Gedenkjahr 1939-1989-2009 zeugen von dem intensiven Dialog zur gemeinsamen Vergangenheit, der eine wichtige Voraussetzung für die zukunftsgerichtete Zusammenarbeit und Partnerschaft ist. Die Bundesregierung unterstützt weder private Restitutionsforderungen Vertriebener noch entsprechende Klagen. Eine Klage der privaten Vereinigung „Preußische Treuhand“ wurde vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte im Oktober 2008 abgewiesen.

O-Ton Koch: Selbst angenommen, man würde der Meinung sein, das Deutsche Reich hätte den 8. Mai 1945 überdauert, dann steht schon sehr die Frage, ja hat es denn die Spaltung Deutschlands in zwei verschiedene Staaten überdauert, ja. Und was geschieht mit diesem Reich – was ja ein Phantom-Reich ist, was ja eine Fiktion ist, ja – was geschieht mit diesem Reich in den 40 Jahren, in denen diese beiden Staaten nebeneinander her gelebt haben. Es besteht keine Aussicht realiter, dass dieses Reich wieder ersteht, das hat man aber in der Bundesrepublik nicht so gesehen. Man hat lange Zeit geglaubt, dass alle Anstrengungen, die auf die Wiedervereinigung gerichtet sind, im Grunde nur Anstrengungen der Reorganisation dieses fortbestehenden Reiches sind. Und man hat immer den Gedanken offen gelassen, ob nicht zu dieser Reorganisation des Reiches auch die Gebiete, die an Polen und an die Sowjetunion gefallen sind, doch dazu gehören. Das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes 1973 hat ausdrücklich, wenn es von dem Reich sprach, hinzugefügt „dessen Grenzen hier näher zu bestimmen nicht von Nöten ist“, das heißt es hat zu dieser Frage explizit keine Stellung genommen.

Erzählerin: Auf dem Gipfel der Kaczyński-Ära, im Sommer 2006, entschließt sich die Deutsch-Polnische Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland, einen „Appell zur Normalisierung der Beziehungen“ an den Deutschen Bundestag zu richten.

Zitator: Die Gesellschaft nimmt die Besorgnis erregende Entwicklung zum Anlass, festzustellen, dass die aktuellen Verwerfungen im Verhältnis beider Länder keine zufällige und vorübergehende Irritation darstellen. Sie resultieren vielmehr aus der fortdauernden Weigerung der deutschen Seite, die im Ergebnis des Zweiten Weltkrieges für Deutschland und seine europäischen Nachbarn eingetretenen Realitäten anzuerkennen, und der von vordergründigen Interessen geleiteten Duldung dieser Haltung durch die post-sozialistischen Regierungen Polens. Die Realitäten sind durch die Verweigerung ihrer Anerkennung nicht tangiert. Solange man ihnen nicht Rechnung trägt, werden auch die hoffnungsvollsten Ansätze einer deutsch-polnischen Verständigung wieder und wieder an ihnen scheitern.

O-Ton Koch: Das ist eine Frage, die mit der deutschen Einheit unmittelbar zusammenhängt, denn deutsche Einheit und Regelung der Grenze mit Polen sind miteinander in der Weise verbunden, dass die Regelung der Grenzfrage mit Polen die Bedingung für die deutsche Einheit ist. So steht es in einem Vertrag, der da heißt „Vertrag über die abschließende Regelung mit Deutschland“, den man bei uns mit der hier üblichen Bescheidenheit den „zwei plus vier-Vertrag“ nennt, so als hätten da zwei deutsche Staaten die Alliierten um ihren Finger wirbeln lassen. In diesem Vertrag wird festgelegt, dass die Einheit nur zu haben ist um den Preis der Anerkennung der Endgültigkeit der Außengrenzen der Bundesrepublik und die Außengrenzen sind die derzeitigen Außengrenzen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik. Das heißt, das entscheidende Wort darin ist Endgültigkeit. Diese Endgültigkeit sollte Deutschland in einem Vertrag, in einem völkerrechtsverbindlichen Vertrag, mit Polen bestätigen, „confirm“ heißt es, auch in den französischen und russischen Texten entsprechend.

Erzählerin: Der Vertrag vom 14. November 1990 ist ein Grenzbestätigungsvertrag, der auch den Gewaltverzicht erklärt. Der Deutsche Bundestag erklärt in seinem Antwortschreiben an die Deutsch-Polnische Gesellschaft:

Zitator: Soweit in dem Anliegen der Petition auf die Festlegung der deutsch-polnischen Grenze „auf der Berliner Konferenz der Siegermächte 1945“ abgestellt wird, ist darauf hinzuweisen, dass es in der Frage des Rechtsgrundes und des Zeitpunk-

tes des Gebietserwerbs der ehemals deutschen Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie einen bekannten Dissens gibt. Während nach polnischer Auffassung bereits auf der Potsdamer Konferenz 1945 verbindlich über die Oder-Neiße-Gebiete zugunsten Polens verfügt wurde, ist nach Auffassung der Bundesregierung „die bestehende Grenze das Ergebnis eines sich über vier Jahrzehnte erstreckenden Prozesses, der mit dem Vertrag über die abschließende Regelung in Bezug auf Deutschland seinen Abschluss gefunden hat.“

O-Ton Koch: Er bestätigt die Grenze in ihrem Verlauf. Das Wort Anerkennung kommt in dem Vertragstext an keiner Stelle vor, das, was der Vertrag vereinbart, ist die Unverletzlichkeit dieser Grenze. Unverletzlichkeit ist der völkerrechtliche Terminus nicht für einen Anerkennungsvertrag, sondern für einen Gewaltverzichtsvertrag.

Zitator: (Antwortschreiben weiter): Da aber die Potsdamer Beschlüsse insgesamt ein abgeschlossenes historisches Kapitel bilden und in der Grenzfrage eine eindeutige völkerrechtliche Situation besteht, besteht kein Anlass, diese Streitfrage – auch nur mittelbar – aufzugreifen. Der Ausschuss weist darauf hin, dass die Gesetzgebung, die Rechtsprechung und die Verwaltung eines Staates grundsätzlich auf das staatliche Hoheitsgebiet beschränkt sind. Allerdings lässt es das Völkerrecht zu, dass Staaten ihre Gesetze und Gerichtsbarkeit auf Personen, Vermögen und Handlungen außerhalb ihrer Grenzen ausdehnen, wenn ein ausreichender Bezug zu ihrer territorialen oder personalen Hoheitssphäre besteht. (...) Der Ausschuss kann das Anliegen der Petentin daher nicht unterstützen und empfiehlt, das Petitionsverfahren abzuschließen.

Erzählerin: Jedes Jahr kommen vor allem im Sommer deutsche „Vertriebene“ auf der Suche nach ihrer Vergangenheit nach Polen. Sie besuchen ihre alten Landsitze. Manche ärgern sich über den Verfall und tun dies auch gerne unmissverständlich kund. Dann verspannt sich bei der Landbevölkerung alljährlich die Gemütslage. Die Angst vor den Preußen wird wieder wach. In der Auseinandersetzung mit den sensiblen Themen „Heimat und Vertreibung“ führen alte Stereotypen schnell zu gereizter Stimmung und Unverständnis. Auf beiden Seiten.

O-Ton Wojciechowski: Das, was für die Nachbarschaft und für die Menschen ein Killer ist, ist die Gleichgültigkeit und die Unkenntnis des anderen.

Erzählerin: Krzysztof Wojciechowski.

O-Ton Wojciechowski: Und diese Gleichgültigkeit und Unkenntnis ist eben am stärksten bei dieser mittleren Generation. Die wuchs noch unter sehr starkem Druck der Stereotypen auf, hatte keine Möglichkeit, mit den Deutschen zu kooperieren, weil die Grenzen zu waren, und jetzt kämpft sie mit eigenem Selbstwertgefühl, d.h. ja, vergleicht ihr Leben mit dem Leben der Deutschen und zieht eine negative Bilanz. Und das ist natürlich ein Anlass, sich irgendwie künstlich aufzuwerten und eben solche Haltungen anzunehmen wie die Kaczyńskis angenommen haben, d.h. Sturheit, übertriebene Würdehaltung und ähnliches.

Erzählerin: Das Vorurteil der „polnischen Wirtschaft“ ist maßgeblich durch die Teilungen des Landes im 18. Jahrhundert sowie die preußisch-polnischen Beziehungen und die Probleme der polnischen Adelsrepublik geprägt worden. So stand Preußen, mit seinem erfolgreich funktionierenden Staatswesen, Polen gegenüber, das mit Zuschreibungen wie „Chaos“ oder „Aberglauben“ verunglimpft wurde und daher als unfähig galt, den eigenen Staat aufrecht zu erhalten. Dies stellte eine „rhetorische Legitimation“ zur Unterdrückung des Landes dar, schildert Hubert Orłowski in seinem Buch: „Der deutsche Polendiskurs im Blick historischer Stereotypenforschung und historischer Semantik.“² Aber auch die Polen haben stereotype Bilder von Deutschen. Sehr schnell gerät besonders ein Name auf die Tagesordnung, der in Polen deutliches Aggressionspotenzial besitzt.

O-Ton Gańczak: Ich habe eine Umfrage gesehen aus dem Jahre 2006, in Deutschland durchgeführt, da hat man die Frage gestellt, was die Deutschen zum Thema „Zentrum gegen Vertreibungen“ denken und etwa zwei Drittel haben nie gehört, dass es überhaupt ein solches Projekt gibt. In Polen dagegen weiß schon jeder, der sich ein bisschen für die Politik interessiert, wer Erika Steinbach ist, dass sie Präsidentin des Bundes der Vertriebenen in Deutschland ist und auch eine Abgeordnete der CDU, und ich würde sagen, in Polen ist ihr Bekanntheitsgrad vergleichbar mit dem der Bundeskanzlerin Angela Merkel.

Erzählerin: Der polnische Journalist und Autor Filip Gańczak ist auf deutsche The-

2 Hubert Orłowski: Die Lesbarkeit von Stereotypen. Der deutsche Polendiskurs im Blick historischer Stereotypenforschung und historischer Semantik. Neisse Verlag, Dresden 2006

men spezialisiert. Er lebte mehrere Jahre in Berlin und schreibt unter anderem auch für deutsche Zeitungen. 2008 erschien in Warschau seine Biografie über Erika Steinbach unter dem Titel: Schönheit oder Biest?³

O-Ton Gańczak: Das ist eine schwarze Figur und wenige kennen sie wirklich gut als Person, aber sie steht – man kann sagen – symbolisch für all das, was in den deutsch-polnischen Beziehungen schlecht geht.

Erzählerin: Filip Gańczak versucht mit seinem Buch ein möglichst objektives Porträt Erika Steinbachs zu zeichnen. Damit will er in der polnischen Öffentlichkeit auch einem häufigen Missverständnis entgegenwirken.

O-Ton Gańczak: Wenn man sie mit manchen anderen Vertriebenen vergleicht, mit Vertretern der so genannten preußischen Treuhand etwa, einer Organisation die diejenigen vertritt, die noch Entschädigungsforderungen Richtung Polen formulieren, kann man sagen, dass sie wirklich jetzt eine ja mildere Vertriebenen-Politik führt. Also ihr Bund der Vertriebenen wird in Polen manchmal mit der preußischen Treuhand verwechselt, und sie steht im öffentlichen Bewusstsein in Polen einfach für alle Entschädigungsforderungen und Vertriebenenfragen in den deutsch-polnischen Beziehungen. Auch wenn es einige persönliche Verbindungen gibt, das sind aber nicht gleiche Organisationen.

O-Ton Pomianowski: Ich würde so sagen, dass wir die Probleme, nicht zu sehr personalisieren sollten.

Erzählerin: Wojciech Pomianowski, erster polnischer Austauschdiplomate im Auswärtigen Amt.

O-Ton Pomianowski: Nicht Erika Steinbach ist das eigentliche Problem, nur, Erika Steinbach symbolisiert das Problem. Das Problem ist sehr vielfältig. Zunächst mal geht es uns darum, dass wir sogar die schwierigsten Fragen miteinander und nicht gegeneinander lösen. Das betrifft auch die Erinnerungskultur. Zweitens, wir hatten in den letzten Jahrzehnten ungleichzeitige Debatten, historische Debatten, von denen die Nachbarn nicht so viel wussten. In den 90er Jahren haben wir eine schmerzliche Debatte gehabt, zu allen schwierigen Fragen in Polen. Sei es das Verhältnis zu den Juden, sei es das Verhältnis zu den Deutschen. Damals haben wir, die polnische Publizistik, aber auch die Politik, die Vertreibungen eindeutig verurteilt. Aber

3 Filip Gańczak: Erika Steinbach, Schönheit oder Biest? Reihe Pod Lupą, Newsweek Polska, Warszawa 2008

zugleich gabs in Deutschland kein entsprechendes Echo von dieser polnischen Debatte.

Erzählerin: Erika Steinbach ist der Diskussion um die Vertriebenen selbst zum Opfer gefallen. Erfuhr sie zu Beginn der Auseinandersetzung um das „Zentrum für Vertreibung“ noch Rückendeckung durch Kanzlerin Merkel, ist sie doch letztlich, wenn es um ihren Sitz im Stiftungsrat geht, heute politisch ausmanövriert.

O-Ton Möller: W Szczebrzeszynie chrzaszcz brzmi w trzcinie...usw.

Erzählerin. Dieses Gedicht fehlerfrei auszusprechen scheint unmöglich. Daher werden diese Zeilen auch seit jeher zitiert, wenn es darum geht, die Schwierigkeiten der polnischen Sprache lautmalerisch zu illustrieren. Mit diesen Reimen von Jan Brzechwa werden in Polen auch Kinder seit der ersten Veröffentlichung der Verse in den 1930er Jahren in ihrer Muttersprache geschult. Wie kommt es, dass ausgerechnet ein Deutscher diese sperrigen Worte so perfekt beherrscht?

O-Ton Möller: Ich habe ja meinem Schuldirektor in meiner alten Schule in Wuppertal im Wilhelm Doerpfeld Gymnasium, habe ich ja gesagt: Lieber Herr Dr. Weber! Wir sollten umstellen von Latein auf Polnisch! Polnisch erfüllt alle Voraussetzungen, die auch das Lateinische hat. Es hat nicht nur 6, sondern 7 Fälle, einen mehr als Latein, und es hat auch keine Artikel, und es hat auch eine wunderschöne Lyrik, es gibt keinen Grund, warum wir weiter Latein machen, sprechen wir doch Polnisch. Das schult das logische Denken genauso wie das Lateinische! Jetzt wird das beraten, zuerst von der Elternpflegschaft, dann von den Klassenpflegschaften und das zieht sich bis 2070!

Erzählerin: In Deutschland wurde Steffen Möller dem Publikum erst mit Erscheinen seines Bestsellers „Viva Polonia“ im Jahr 2008 bekannt. Da war der deutsche Gastarbeiter in Polen schon lange ein gefeierter, mit Preisen überhäufter Comedian. Ohne seine sprachlichen Fähigkeiten in Abrede zu stellen, gehört zu seinem überwältigenden Erfolg sicher auch, dass er der absolute Gegenentwurf zum bösen Nazi-Deutschen ist. Er spricht nicht nur perfekt Polnisch, nein, er hat sogar Humor. Er lacht über alles und jeden und darf alles aussprechen, was er beobachtet. Und das ist in Polen nicht so selbstverständlich, wie es scheint.

O-Ton Möller: Also ich glaube die jüngere Generation sieht uns Deutsche so relativ

gleichgültig. Ob das jetzt Norweger sind oder Schweden oder Deutsche, das spielt keine große Rolle, Hauptsache Westen, das ist unser Pluspunkt. Die ältere Generation in Polen, würde ich sagen, hat paradoxer Weise ein Interesse an Deutschland. Das kann negatives Interesse sein, nämlich so eine Art Angst. Kann aber auch manchmal positiv sein. Ich habe also sehr oft erlebt, dass Leute auf mich zukommen, ältere Leute, und mir sagen, ...z.B. in der Schule, wo ich gearbeitet habe, gab es einen Hausmeister. Und der hat eines Tages zu mir gesagt: Ach Guten Tag, auf Deutsch, und ich sage Dzień dobry! Ja, ich spreche Deutsch! Na toll, sage ich...wo haben sie das denn gelernt? Na, in Deutschland! Ach super, sage ich, sind Sie öfter in die DDR gefahren, haben sie?...Nee, sagt der...früher...oh! Da fiel bei mir der Groschen, der Mann war Zwangsarbeiter. Oh sage ich, ja das tut mir aber leid. Nein, nein, sagt er! Es war eine tolle Zeit! Ich war 15, ich war in einem Bauernhof in der Nähe von Stuttgart. Ich wurde behandelt, wie ein Sohn des Hauses, ich bekam gutes zu essen, in Polen wäre ich doch verhungert! Können Sie bitte mal ab und zu kommen, dann könnte ich wieder ein bisschen Deutsch sprechen... Bisschen komische Situation, da wusste ich auch nicht, wie ich reagieren soll. Oft kriegt man dann noch den Nachsatz zu hören: Die Russen waren ja viel schlimmer – und da kommt eben bei raus, nach der deutschen Okkupation, die sicher in Opferzahlen viel, viel schlimmer war für Polen, kamen eben die Russen und die waren nicht 5 Jahre, sondern 50 Jahre da. Von '44- bis ja '92 etwa. Also das war quasi unser Glück als Deutsche.

O-Ton Wojciechowski: Ich hatte das seltsame Glück, dass ich – sagen wir – aus einem sehr kulturell homogenen Milieu, nämlich aus dem polnischen Kleinbürgertum mit historischen Wurzeln im Osten Polens stammte. Also meine Mutter stammte aus Litauen. In diesem 08/15- polnischen mentalen Raum bin ich gleich durch eine Liaison, durch eine Freundschaft oder durch eine Liebe zu einem DDR-Mädchen, zu einer Ost-Berlinerin, bin ich sofort in einem Hort der preußischen Mentalität angelangt, d.h. einer Mentalität, die noch sehr starke traditionelle Züge der sozusagen alten klassischen deutschen Mentalität hatte. Diese Welten waren so unterschiedlich, dass ich mich manchmal fragte: „Nein, das darf nicht wahr sein. So können die Menschen nicht ticken, so kann ein Mensch nicht reagieren, so kann ein Mensch nicht

empfinden“. Heute nennt man das einen Kulturschock oder einen Clash der Kulturstandards. Natürlich mit der Zeit fing ich an, die Perspektive des anderen zu übernehmen und mich selbst zu beobachten und langsam, langsam gelangte ich zum Schluss, dass das, was ich für allgemein menschlich gehalten habe, nur partikulär polnisch war. Und das war eine wichtige Etappe aus meinem Leben. Ich schlüpfte sozusagen aus diesem polnischen Ei und schaute es von draußen an, was einerseits einen Menschen sehr bereichert, andererseits aber ist das unangenehm, weil man sich nicht mehr wohl in der eigenen Gemeinschaft fühlt, weil man eben gewisse Verhaltensweisen oder Werte oder Vorstellungen für irgendwie partikulär, kleinkariert, lokal unverständlich, obsolet und so weiter sieht und empfindet.

Erzählerin: Krzysztof Wojciechowski erzählt in seinem im Jahr 2000 erschienen Buch „Meine Lieben Deutschen“ seine ganz persönliche Auseinandersetzung mit den Deutschen in den letzten 25 Jahren.

O-Ton Wojciechowski: Zum Beispiel das Verhältnis zum Schmerz. Für die Polen ist Schmerz ein Anlass, der ganzen Welt den Schmerz mitzuteilen und um Mitleid zu bitten. Mitleid ist ein wichtiges Ritual in Polen, alle bemitleiden alle. Und dieses ganze zur Schau tragen des Schmerzes hielt ich für absolut selbstverständlich. Ja.. als ich z.B. Zahnschmerzen hatte, dann sagte meine Mutter: „Oh du meiner tut weh, oh..“, Sie schaukelte mich, sie umarmte mich, alle fragten, „wo tut's weh“ und so weiter und haben dann angefasst und gleich gedrückt, „tut es weh“, ja und so weiter.. Ja, also, es wurde zelebriert, dieser Schmerz, ja.. Unter meinen Ostberliner Schwiegereltern llste der Schmerz immer einen anderen Impuls aus, nämlich zu helfen. Rational, „aha, hast Du Schmerzen, gut, warte mal, hier ist bitte die Schmerztablette und gleich rufe beim Zahnarzt an und mache Dir einen Termin aus“, oder etwas ähnliches. Und wo diese Hilfsmöglichkeiten, diese sozusagen aktive Haltung ausgeschöpft wurde, dann hat man nur gesagt, also jetzt beherrsche dich bitte, ja, jetzt hat's keinen Sinn, jetzt musst Du einfach warten ja..

O-Ton Wojciechowski: Also, eine ganz andere Haltung. In Deutschland sagt man so, irgendwie „Geteilter Schmerz ist doppelter Schmerz“, ja in Polen geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

O-Ton Möller: Übrigens gibt es auch glaub ich, so einen ganz großen Satz von älteren Leuten, die so eine Art Sehnsucht nach

dem guten Deutschland haben. Die wurden 50 Jahre lang im Kommunismus eben mit dieser Anti-Deutschen Propaganda vollgedudelt, den ganzen Filmen und so, was es da alles gibt... Ja und die haben die Nase voll von dieser Propaganda und möchten mal gerne wissen, wie ist es denn nun wirklich? Und da gibt es auch teilweise wirklich anrührende Geschichten. Zum Beispiel als ich das zweite Jahr dann in der Serie war, bekam ich alle 2 Monate ein riesen Paket mit Bonbons zum polnischen Fernsehen nach Warschau geschickt. Und da war ein Brief dabei. Von einer 72-jährigen Frau aus Allenstein - aus Olsztyn. Und die hat mir geschrieben: Ich komme eigentlich aus Kielce, das ist in Südost-Polen. Und Sie erinnern mich ganz stark an einen Deutschen, den ich gekannt habe. Da war ich 13. Während der deutschen Okkupation war in ihrem Haus da in Kielce ein deutscher Soldat einquartiert, irgendwie ein Offizier, in den hat sie sich verliebt. Der musste dann weiter nach Russland, kam nach 3 Jahren wieder mit seiner Einheit auf dem Rückzug vor den Russen. Und hat zu ihr gesagt, jetzt geh in den Keller. Morgen kommen hier die Russen, versteck dich! Und sie sagt: Rette dich, rette dich! Und er sagt nein! Wir sterben hier auf dieser Wiese für den Führer! Und dann ist sie in den Keller gegangen, dann kam drei Tage lang Bombardement, dann ist sie raus gekommen, da lag er tot auf der Wiese und über das Gras flatterten so Fotos, schwarz-weiß Fotos aus seiner Tasche. Die hat sie mir kopiert und in diese Bonbon-Pakete rein getan, und weil sie sagt, da ist ein Foto von ihm drauf und dem sehe ich so ähnlich. Jetzt kriege ich seit 4 Jahren inzwischen, so alle halbe Jahre kriege ich ein Paket von der Frau. Das ist irgendwie grotesk.

Erzählerin: Steffen Möller entspricht in Polen einem Wunschbild. In der Fernsehserie „M jak Miłosc“ wird er dementsprechend ausgestattet. Als glückloser sympathischer deutscher Kartoffelbauer kommt er in seinem alten Mercedes nach Polen und alle glauben zunächst, er wolle das Land zurück, das früher seiner Familie gehörte. Bald stellt sich heraus, dass er daran gar kein Interesse hat, sondern eigentlich den Polen sehr ähnlich ist. Inmitten der restaurativen Regierungszeit der Doppel-Kaczyński-Spitze wird der Wuppertaler Steffen Möller so zum beliebtesten Schauspieler Polens und zum populärsten Deutschen.

O-Ton Dt. Botschafter: Steffen Möller ist ein wundervoller Botschafter, weil er eben

auf der menschlichen Ebene agiert, er lebt ja in beiden Welten. Er ist Deutscher, aber er hat sich ganz offensichtlich in dieses Polen verliebt, vor vielen Jahren. Erzählerin: Michael H. Gerdt, deutscher Botschafter in Polen.

O-Ton Botschafter weiter: Er lebt hier, spricht fließend, ist einer der ganz großen Schauspieler und Kabarettisten, die durch das Fernsehen in Polen bekannt sind. Und er verändert natürlich sehr positiv das Deutschlandbild in Polen.

O-Ton Möller: Ich glaube es hat einfach damit zu tun, dass ich eben in der Serie und auch anderen Fernsehsachen eben doch den guten Deutschen spiele und viele Polen da eben positive Erfahrungen, auch während des Krieges, gemacht haben, die sie nie sagen durften, weil, das war absolut nicht genehm. Deutschland war das Land der Adenauer-Republik, der Revanchisten – und die wollen das jetzt loswerden.

O-Ton Wojciechowski: Ich kann mich an die Ergebnisse der soziologischen Untersuchungen von 1992 in diesem Grenzgebiet erinnern. Man hat die Einstellung der Polen gegenüber der Deutschen und Vizeversa untersucht.

O-Ton Wojciechowski: Eine der Fragen lautete: „Möchtest du, dass ein Vertreter deines Nachbarvolkes zu deinem angeheiratetem Familienmitglied wird?“ Und auf diese Frage bejahend haben nur 2% der Polen und 3% der Deutschen geantwortet. Also keiner wollte einen, ich weiß nicht, Schwiegersohn oder einen Schwager oder etwas in dieser Art haben. Ähnliche Untersuchungen hat man Ende der neunziger Jahre, 98 wenn ich mich nicht irre, gemacht. Ein Team unter der Leitung des Soziologen Detlef Pollack von der Viadrina machte eine ähnliche Untersuchung, aber unter den jüngeren Leute, das heißt zwischen 18 und 28. Und da haben über 50% positiv geantwortet, dass sie nichts dagegen hätten. Also eine radikal geänderte Einstellung ist schon hier vorhanden. Natürlich, das eine ist die Einstellung, was anderes ist die Realität, die ändert sich viel, viel langsamer, aber sie ändert sich auch.

O-Ton Pomianowski: Also ich nehme an für viele insbesondere in der älteren oder mittleren Generationen wird das deutsch-polnische Verhältnis noch lange nicht ganz normal sein. Es ist nicht normal, aber sehr erfreulich, dass es angesichts so einer Vergangenheit, dass wir uns beide gemeinsam an der Stelle befinden, wo wir uns jetzt befinden. Aber für die jüngere Generation ist es natürlich eine offensichtliche normale

Entwicklung.

Erzählerin: Im „deutsch-polnischen Jahr 2006“ fanden an die 400 verschiedene Veranstaltungen und Projekte zwischen Deutschland und Polen statt. Unter anderem ein Schreibwettbewerb für Jugendliche. Unter dem Motto „Deutsche und Polen – eine Bedienungsanleitung“, konnten sich die Teilnehmer alles frei nach Belieben von der Seele schreiben. Krzysztof Wojciechowski war Jurymitglied und hat die 180 polnischen Einsendungen gelesen. Er stellte fest, dass für die in den 80er Jahren geborenen Polen die alten Stereotypen von Deutschen und Polen heute belanglos sind.

O-Ton Wojciechowski: Eine dominierende Erfahrung bei den Polen dieser eben 80er Generation ist, dass ein Deutscher ein hilfsbereiter, sympathischer Mensch ist, auf den man zählen kann, der einem hilft, einen aufnimmt, irgendwie begleitet und so weiter und so fort. Natürlich, es gab da auch ein, zwei Reportagen über den zweiten Weltkrieg. In einer wurden Karteikarten von KZ Auschwitz irgendwie da untersucht, das gibt's überall. Nur diese Last der Geschichte, die eben vielleicht nicht bei der ältesten, sondern bei der vorältesten Generation noch sehr zu spüren ist, ist bei der jüngeren nicht mehr vorhanden. Das ist ein sehr schönes Phänomen. Auch die älteste Generation, die den Krieg am stärksten erlebt hat, ist bereit dazu, zum Dialog. So jedenfalls ist meine Erfahrung hier aus dem Grenzgebiet.

Radio-Tuning: „Die Westgrenze Polens“ / „die sogenannte Oder-Neiße-Grenze nie“ / „gesicherten Frieden in Europa“

Radiosprecher: Jerzy Buzek übernimmt am 15. Juli 2009 als erster Osteuropäer eine EU-Führungsposition. Der ehemalige polnische Premierminister wird Präsident des Europaparlaments. Der Politiker, Wissenschaftler und Sportler übernimmt damit als erster Politiker aus den 2004 beigetretenen Staaten des früheren Osteuropa ein Spitzenamt in der Europäischen Union.

Erzählerin: Die Grenze hat unterdessen ein neues Gesicht bekommen. Die Wachhäuschen sind verwaist. Es herrscht Bewegungsfreiheit ohne Kontrollen im erweiterten Schengenraum. Die letzten Schlagbäume zwischen den Nachbarn sind abgebaut. Keine Pass- oder Visumsprozeduren, keine Zollschranken, oder endlose Autoschlangen, die mühsam im Schnecken-tempo durch die Grenzstationen kriechen. Auch keine Beamten, die Fahrzeugpapiere und Führerscheine überprüfen, schikanieren, warten lassen, Zeit töten. Zwar werden

seit der Grenzöffnung immer mehr Autos in der östlichsten Stadt des Landes gestohlen. Aber das, meint die Kommunalpolitik, sei eben der Preis der Freiheit. Als Jarosław Kaczyński bei den Parlamentschaftswahlen im Oktober 2007 als Ministerpräsident abgewählt wird und Donald Tusk mit seiner Partei der „Bürgerplattform“ die polnische Regierung übernimmt, meldet sich der polnische Schriftsteller und Journalist Andrzej Stasiuk in der Welt zu Wort:

Zitator: Die Zeit des Theaters ist vorbei. Leider. Mit der Amtsübernahme des neuen Premierministers Donald Tusk kehrt Polen zur Politik als einer langweiligen, pragmatischen und emotionslosen Disziplin zurück. Jetzt kommt die Zeit der Harmonie, und wieder werden wir Teilnehmer einer Art schmalziger Seifenoper, in der alle zu allen nett sein wollen und alles ohne Verluste an Menschen und Material stattfinden soll. Das ist ja alles sehr schön; so funktionieren alle so genannten reifen Demokratien. Und das ist wohl auch der einzige Weg für sie, unser Bedürfnis nach Wohlbefinden, Stabilisierung und einer sicheren Zukunft zu stillen. Das ist wohl auch der einzige Weg für die Demokratien, selbst zu überleben. Aber die Aufführung, die uns die Brüder beschert hatten, habe ich sehr gern gesehen. Als Bürger musste ich dabei gelegentlich die Faust ballen, aber der Mensch ist ja nicht ausschließlich Bürger. Bürger ist der Mensch meiner Meinung nach nur in geringem Maße, und auch das nicht allzu oft. In größerem Maße ist der Mensch ein Freund des Schauspiels - zumindest sollte er es sein. Seit der Mensch zu glauben begonnen hat, er sei mehr ein politisches Wesen, ein Staatsbürger, als ein künstlerisches und theatralisches Wesen, ist er auf den Hund gekommen.

Erzählerin: Die Beziehungen zu Deutschland kommen mit der Amtsübernahme durch Donald Tusk wieder in Gang. Die Zeit polemischer Attacken ist schnell vergessen. Lech Kaczyński verliert als Präsident selbst im eigenen Land zunehmend an politischer Bedeutung. Im Frühjahr 2010 werden ihm kaum Chancen für die anstehende Wiederwahl im Herbst prognostiziert. Doch dann ereignet sich eine Tragödie. Auf dem Weg zu einer Gedenkfeier für die Ermordeten von Katyn stürzt die Regierungsmaschine aus Polen über dem russischen Smolensk ab. Lech Kaczyński und über 90 weitere hohe Persönlichkeiten des polnischen Staates kommen ums Leben. Mit Katyn, das in Polen seit 70 Jahren als das Symbol für die russische Unterdrü-

ckung des Landes steht, hatte gerade ein neues Kapitel begonnen. Russland hatte seine Verantwortung für die Ermordung von über 22.000 Offizieren, Intellektuellen und anderer polnischer Eliten bekannt und in einem gemeinsamen Akt der Toten gedenken wollen. Ein hoch sensibles Thema in der Aussöhnung zwischen Polen und Russland. Das Massaker in einem Wald bei Katyn erfolgte 1940 auf Befehl Stalins und wurde zunächst der Wehrmacht angehängt. Michail Gorbatschow hatte als Generalsekretär der KPDSU erstmalig 1990 eingestanden, dass die Sowjetunion für Katyn verantwortlich war.

O-Ton Pomianowski: Bei aller Tragik dieses Geschehens gehört zu diesem Kontext auch die ungeheure Mitleidswelle und Gesten des Mitleides und der Gemeinsamkeit zwischen Polen und Deutschen. Wir haben so viele warme, nahe Gesten und Worte erfahren, seitens unzähliger Deutscher, auch von der höchsten Politik. Wir haben hier im Kondolenzbuch sowohl den Bundespräsidenten wie auch die Bundeskanzlerin, den Bundesaußenminister und viele, viele andere Vertreter aller möglichen Institutionen, Milieus und gesellschaftlichen Kreisen. Wirklich wir waren sehr sehr angetan. Und das hat uns gezeigt, dass wir uns doch in einer guten Nachbarschaft und Schicksalsgemeinschaft befinden.

Erzählerin: Die deutsch-polnischen Beziehungen orientieren sich heute an der Zukunft. Polen sieht seine Rolle jetzt zentral in Europa. Nach einem diplomatischen Modell, das Deutschland sonst nur mit Frankreich praktiziert, ist Wojciech Pomianowski als erster polnischer Austauschdiplomate jetzt im Auswärtigen Amt als Berater für polnische Fragen zuständig. Polen ist sich heute seiner neuen, gesamteuropäischen Rolle bewusst und schätzt die Signale, die von den Nachbarn kommen.

O-Ton Pomianowski: Das ist die Bereitschaft, die Polen ernst zu nehmen, mit den Polen so eng wie möglich zusammenzuarbeiten, mit Polen das gleiche Modell zu entwickeln, wie das Deutsch-Französische Modell.

Erzählerin: Europäisch gesehen wird heute über die Achse Paris-Berlin-Warschau gesprochen und die ausschließlich deutsch-polnischen Fragen werden mit der Zeit vor dem Hintergrund der weiteren Entstehung eines geeinten Europas zunehmend verblassen. Aber nur mit einer gemeinsamen Kultur der Erinnerung kann die gemeinsame Zukunft geplant, entwickelt und schließlich auch gelebt werden.

O-Ton Pomianowski: Ich bin fest davon überzeugt. Ich hoffe sehr, dass wir uns gegenseitig weiter von Interesse finden, dass wir neugierig aufeinander bleiben. Das ist das Wichtige. Gleichgültigkeit ist sehr gefährlich, in jeder Beziehung.

Absage:

„Niemcy“ - oder „N“ wie Nachbarn - Der schwierige Wandel in den deutsch-polnischen Beziehungen.

Ein Feature von Boris Heinrich.

Es sprachen:

Helene Grass

Maximilian Hilbrand

Und

Martin Bross

Technische Realisation:

Dirk Hülsenbusch und Matthias Fischel, Regieassistent:

Nike Zafiris,

Regie:

Boris Heinrich.

Redaktion:

Leslie Rosin.

Eine Produktion des Westdeutschen Rundfunks 2010.

O-Ton:

Professor Christoph Koch, Vorsitzender der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland

Wojciech Pomianowski, erster polnischer Austauschdiplomate im Auswärtigen Amt.

Steffen Möller, Schauspieler und beliebtester Deutscher in Polen

Krzysztof Wojciechowski, Leiter des Collegium Polonicum an der Europauniversität Viadrina

Filip Ganczak, polnischer Journalist und Autor

Michael H. Gerds, deutscher Botschafter in Polen ■ ■

Anmerkung der Redaktion POLEN und wir: Ein Rundfunkmanuskript ist eigentlich nicht zum Abdruck bestimmt. Deshalb ist es auch nicht einfach zu lesen. Dennoch wollten wir, da die meisten Leser den Beitrag vermutlich nicht hören konnten und uns kein Wiederholungstermin der Sendung bekannt ist, die Gelegenheit zum nachlesen geben. Im Manuskript wurden lediglich die Regiehinweise für die eingespielten Musikstücke entfernt.

Wir danken dem Autor Boris Heinrich sowie der Redaktion des Westdeutschen Rundfunks WDR für die Erlaubnis des Abdrucks.

Kaczynski-Anhänger protestieren gegen Demontage des Gedenkkreuzes in Warschau

„DER KAMPF GEHT WEITER“

Von n-ost-Korrespondentin Agnieszka Hreczuk

Völlig überraschend hat das polnische Präsidialamt das umstrittene Gedenkkreuz für den tödlich verunglückten Staatschef Lech Kaczynski entfernt. Das Kreuz sei von seinem prominenten Platz vor dem Präsidentenpalast in dessen Kapelle verlegt worden, teilte das Präsidialamt mit. Bereits im August hatte die Regierung versucht, das Kreuz zu entfernen. Damals hatten die Anhänger von Lech Kaczynski tagelang protestiert.

Warschau (n-ost) – Sie stehen da, sie beten und singen. Wie seit Wochen schon. Manchmal sind es zehn, manchmal 40 Leute, manchmal sogar mehr. Immer dieselben Gesichter. Und doch ist etwas anders heute vor dem Präsidentenpalast in Warschau. Die Gegner fehlen. Und vor allem fehlt die Hauptsache: das vier Meter hohe Holzkreuz. Polnische Pfadfinder hatten es unmittelbar nach dem Flugzeugabsturz aufgestellt, bei dem am 10. April der damalige Staatschef Lech Kaczynski und 95 weitere Insassen ums Leben kamen.

„Am Donnerstagmorgen wurde das Kreuz in die Kapelle des Präsidentenpalastes gebracht“, erklärte der Chef des Präsidialamts, Jacek Michalowski, auf einer eilig einberufenen Pressekonferenz. „Geklaut haben sie es, wie Diebe!“, ruft unterdessen ein Mann vor dem Palast. Herr Czesio, wie man ihn hier bei seinem Vornamen ruft, gehört zum harten Kern der Kreuzverteidiger. Er ist empört: „Gegen acht Uhr kamen vier Männer aus dem Palast, schraubten das Kreuz ab und das war’s“, erzählt er. „Mit uns, mit der Nation, haben sie überhaupt nicht gesprochen. Das sind keine polnischen Beamten, das sind Verräter.“

Während des Wahlkampfs, der bald nach dem tragischen Flugzeugunglück begann, wurde das Kreuz schnell zu einem politischen Symbol. Hier versammelten sich die Anhänger von Jaroslaw Kaczynski, dem Bruder des getöteten Präsidenten, der für dessen Nachfolge kandidierte. Hier trafen sich jene, die an ein inszeniertes Unglück, an ein Komplott von Russen und der liberalen polnischen Regierungspartei, der Bürgerplattform, glaubten und eifrig Verschwörungstheorien verbreiteten.

Sie konnten sich nicht durchsetzen: Bei den Wahlen Anfang Juli siegte Kaczynskis politischer Gegner, Bronislaw Komorowski. In langen Gesprächen einigten sich das

Präsidialamt, die Bischöfe und die Pfadfinder darauf, das Kreuz am 3. August in die benachbarte St. Anna Kirche zu überführen. Der Versuch endete in Ausschreitungen, die Verteidiger des riesigen Kreuzes griffen die Polizei und sogar Priester an. Das Präsidialamt brach die Aktion ab, „um Gewalt und möglich Opfer zu vermeiden“.

„Sie mussten aufhören, weil sie sich gegen uns gestellt hatten, gegen den Willen des Volkes“, erklärt Herr Czesio, der selbstverständlich auch damals vor dem Palast war. „Das war ja ein Vorgehen wie zu Zeiten des Kommunismus.“ In einer Demokratie, so die Verteidiger des Kreuzes, dürfe das Volk die politische Richtung bestimmen. Und das wolle ein Denkmal für den verstorbenen Präsidenten vor dem Palast. „Das Kreuz soll Teil davon sein“, findet Herr Czesio.

„Der Kampf um das Kreuz ist in Wirklichkeit ein Kampf zwischen verschiedenen Visionen für Polens Zukunft“, sagt Jacek Kucharczyk vom Institut für Öffentliche Angelegenheiten. „Einige kämpfen mit dem Schwert, andere mit Argumenten, wieder andere mit dem Kreuz“, erklärte Ministerpräsident Donald Tusk dazu am Donnerstag in Brüssel. Er lobte die Entfernung des Kreuzes knapp als gute Entscheidung, auf die viele Polen gewartet hätten. „Die bestehende Situation hat sowohl dem Staat als auch der Kirche geschadet und die religiösen Gefühle vieler Polen verletzt“, hieß es in einer Stellungnahme aus dem Präsidialamt.

„Schade, dass dies erst so spät geschehen ist“, urteilte Lech Walesa, ehemaliger polnischer Präsident und Solidarnosc-Legende. Selbst die katholische Kirche begrüßte „das Ende der Entweihung des Kreuzes zu politischen Zwecken“. Einem Priester, der vor dem Kreuz regelmäßig mit Kaczynski-Anhängern betete, drohte sie

mit der Suspendierung.

„Das Kreuz hat die polnische Bevölkerung gespalten, bis hinein in die Familien der Opfer“, erklärte der sozialdemokratische Abgeordnete Bartosz Arlukowicz. „Ein Kreuz gehört nicht in den öffentlichen Raum, sondern in ein Gotteshaus. Und politische Debatten sollten sich nicht an religiösen Symbolen entzünden, sondern etwa an der Wirtschaftskrise oder der Steuerfrage“, so Arlukowicz. Umfragen zufolge lehnen etwa 70 Prozent der Polen sowohl das Kreuz als auch ein Denkmal vor dem Präsidentenpalast ab. Als möglichen Ort für ein Denkmal nennen sie den historischen Powazki-Friedhof, auf dem viele der Opfer ruhen oder die Flugplätze in Smolensk und Warschau.

„Es ist eine Schande“, empört sich hingegen die konservative Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS). Monatlich versammelten sich ihre Vertreter am Tag des Unglücks um das Kreuz. Am vergangenen Freitag war auch der Bruder des verstorbenen Staatschefs, Jaroslaw Kaczynski, anwesend und griff in einer Rede die Regierung an. „Das Gedenken an Lech Kaczynski und andere Opfer wird mit Füßen getreten“, sagt die PiS-Abgeordnete Beata Kempa, „die Regierung hat panische Angst vor der Erinnerung an den verstorbenen Präsidenten.“

„Wir werden jetzt 96 neue Kreuze aufstellen“, sagt Herr Czesio, der am Donnerstagnachmittag dem Regen vor dem Präsidentenpalast trotz – eines für jeden Toten. „Wir werden weiter kämpfen, wir ergeben uns nicht.“ Der konservative Publizist Tomasz Terlikowski erwartet gar Unruhen, „viel heftiger als im August.“

Iwona Czarska hingegen schaut erleichtert auf die Stelle, an der gestern noch das Kreuz stand. „Endlich“, sagt sie nur. Sie war gelegentlich vor den Palast gekommen, „um zu zeigen, dass es auch andere Menschen als die Kreuzverteidiger gibt.“ Für sie ist die Sache jetzt erledigt, das Kreuz sei dort, wo es hingehöre: weg von der Straße, in einer Kirche. Doch als sie die Verwünschungen des Herrn Czesio hört, seufzt sie: „Tja, das Kreuz ist verschwunden, aber der Krieg darum ist offensichtlich noch nicht vorbei.“ ■ ■

Das Korrespondenten-Netz von n-ost besteht aus Journalisten und Journalistinnen in mehr als 20 Ländern Osteuropas, die regelmäßig für deutschsprachige Zeitungen und Rundfunkanstalten berichten.

Vor 15 Jahren entstand nach Anschlägen auf mehrere Gotteshäuser in Wrocław das „Viertel des gegenseitigen Respekts“

DER STEIN DES ANSTOSSES

Eine Reportage von n-ost-Korrespondentin Agnieszka Hreczuk

Ein Stein kann eine Lawine auslösen – auch im positiven Sinn: In Breslau führte ein vor 15 Jahren geworfener Stein zu einer Lawine guter Gefühle und Gedanken. Aus einer zerstörerischen Kraft erwuchs in der Stadt das so genannte „Viertel des gegenseitigen Respekts“, das geprägt ist von Toleranz der Religionen. Ein Besuch vor Ort.

Breslau (n-ost) - Der erste Stein traf die Tür der Breslauer Synagoge. Die jungen Schüler saßen dort über der Thora und lernten. „Zuerst schlug etwas gegen die Tür, danach flogen mehrere Steine gegen die Scheiben“ erinnert sich Jerzy Kichler. An dem Samstagabend 1995 hörten er und seine Thora-Schüler nach dem Steinwurf Stimmen und Schritte auf der Straße. Einige der Jungen rannten nach draußen und schnappten sich einen der Angreifer. „Jung war er, mit kahlgeschorenem Kopf. Ein typischer Skinhead“, erzählt Kichler. „Als wir ihn in den Raum holten, fing er an zu schreien: ‚Die Juden schlagen mich, sie bringen mich um‘.“

Der Polizist, der zu Hilfe kam, durchsuchte den Skinhead und fand ein riesiges Messer bei ihm. Dieser Fund brachte den Wachmann so auf, dass er zuschlug. „Auf einmal beschützten unsere Jungen, die Juden, einen Skinhead, der sie angegriffen hatte, vor einem Polizisten“, lacht Kichler heute. „Eine schwer vorstellbare Situation“.

Doch lustig war es damals nicht. Die nächsten Steine folgten. Einer durchschlug das Fenster der orthodoxen Kirche nebenan, ein weiterer flog mitten in das nahe gelegene katholische Gotteshaus. Da dachte sich Jerzy Kichler: Man muss etwas unternehmen. Er ging zum katholischen Pfarrer in der benachbarten Gemeinde. Danach besuchte er die Geistlichen aller in dem Viertel vertretenen Konfessionen. Sie erzählten in ihren Gemeinden von den Taten und sprachen von Toleranz. Die Strategie von Kichler zeigte Wirkung: 1995 wurde das „Viertel des gegenseitigen Respekts“ geboren.

Durch das Fenster der renovierten Storch-Synagoge ist der Turm der katholische Kirche St. Anton zu sehen. Nur 200 Meter von St. Anton entfernt liegt die orthodoxe Kirche St. Nikolaus, 200 Meter von der Synagoge wiederum steht ein protestantisches

Gotteshaus. Ein großer Teil der Weltregionen versammelt sich hier in einem kleinen Teil der Breslauer Altstadt. „Schau mal: Drei Kirchen und eine Synagoge. Nachbarn sind wir seit Jahrhunderten. Es wäre schön, wenn wir das richtig nutzen würden“. Das habe Jerzy damals zu ihm gesagt, erinnert sich Janusz Witt. Witt ist Pfarrer der evangelischen Kirche im Viertel.

Witt stammt aus Wielun, der ersten Stadt, die 1939 von Deutschen bombardiert wurde. Seine Erinnerungen aus der Kindheit sind Leichen, Trümmer und deutsche Soldaten. „Nach dem Krieg hat es viel Hass gegeben“, sagt er. „Zwischen Christen und Juden, aber auch unter den christlichen Kirchen lief es nicht so, wie man sich es wünschen würde“, urteilt er. Die Protestanten zum Beispiel, wurden immer misstrauisch als Deutsche betrachtet. Es habe zwar Kontakte zwischen Katholiken und Protestanten oder Juden und Christen gegeben, aber die seien meist auf einen bestimmten Bereich begrenzt gewesen, erzählt Witt. Viele trafen sich zum Beispiel in der oppositionellen Bewegung oder in der Kreisauer Stiftung.

Der Jude Kichler und der Protestant Witt sind seit Jahren Freunde. „Die Idee von Jerzy, ein Viertel der Versöhnung zu gründen, fand ich gut. Aber was die die Umsetzung anging, war ich skeptisch“, sagt Witt heute.

Das, was heute unter dem Namen „Viertel des gegenseitigen Respekts“ bekannt ist, waren am Anfang einzelne Aktionen der Gemeinden. „Es ist von selbst geboren, das Viertel. Ganz spontan“ erzählt Jerzy Kichler. Kichler und Witt dachten, die Gewalt entstünde aus einer Angst vor dem Unbekanntem. Also luden sich die einzelnen Gemeinden, die zwar in enger Nachbarschaft lebten, aber kaum etwas voneinander wussten, von nun an zu Veranstaltungen und Feiern gegenseitig ein. „Ich

war über 50 Jahre alt, als ich zum ersten Mal eine Hostie sah“, erinnert sich Kichler. Gezwungen wurde keiner. Freiwilligkeit war das Hauptprinzip, das über den Erfolg entscheiden sollte.

„Es gab bei uns in der Gemeinde viele ältere Mitglieder, die aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten stammen. Auf einem Treffen haben sie angefangen, ukrainische Lieder, die so genannten ‚Dumki‘, zu singen. Da stellte sich heraus, dass umgekehrt viele Ostpolen und Ukrainer, die zur polnischen orthodoxen Kirche gehören, aus ihrer Kindheit noch jiddische Lieder kannten. Sie sangen dann alle zusammen“, erzählt Kichler. „Und dann trafen sie sich weiter, ohne unsere Vermittlung, außerhalb ihrer Gemeinden.“ Irgendwie hätte alles immer weitere Kreise gezogen, sagt Kichler.

Senioren, Erwachsene, Kinder und Studenten, alle waren dabei. Plötzlich sei ihnen bewusst geworden, dass sie alle das Alte Testament in ihren Gemeinden lesen. Workshops, in denen man jüdische Tänze oder Gospel, gregorianische Choral oder jüdische Gesänge lernen konnte, wurden immer beliebter. „Zu Beginn kamen 50 Leute, dann schon 500“, erzählt Kichler. „Irgendwann haben wir ein Problem gehabt, alle unterzubringen. Wir mussten manchmal sogar den Zugang beschränken“, lacht er.

„Unsere Zielgruppe ist die Jugend“, sagt er. In Ferienkursen probieren Kinder die evangelische Priesterrobe an, backen jüdische Matzen oder kneten die Tafeln Mose aus Lehm. Und sie kommen nach den Sommerferien wieder. Mehrere Tausend waren es in den vergangenen 15 Jahren. Inzwischen studieren sie oder arbeiten. Viele sind geblieben, als ehrenamtliche Mitarbeiter.

Der Erfolg der einzelnen Aktionen machte das Viertel bekannt. Das „Viertel des gegenseitigen Respekts“ wurde zum Vorzeigebild für die offiziellen Gäste der Stadt. Der Patriarch von Konstantinopel und der Dalai Lama kamen zu Besuch. Denn „so was ähnliches gibt es sonst nicht“ behaupten einstimmig die Einwohner. „Ökumene, Zusammenarbeit – das gibt es schon. Doch unser Viertel ist mehr, es ist schon ein transreligiöser Dialog. Wo die Religionen nicht nur untereinander reden, sondern gemeinsam große finanzielle Projekte tragen“, sagt Kichler.

Wenn Kichler und Witt die Väter des „Viertel des gegenseitigen Respekts“ sind, dann ist Stanislaw Rybarczyk der Schöpfer

der zweiten Phase. Er öffnete dem Viertel einen neuen Weg. „2005 haben wir mitbekommen, dass sich das Informelle des Ganzen erschöpft hat“, erzählt Rybarczyk. Neue Ideen und Programme konnten nicht umgesetzt werden, weil sowohl das Geld als auch der organisatorische Rahmen fehlten. Also schlug Rybarczyk vor, eine Stiftung zu gründen. Dank ihr wurden viele weitere Projekte möglich und die Initiative bekannter.

Rybarczyk ist selbst ein Symbol des Viertels. Der gebürtige Breslauer, teilweise mit deutschen Wurzeln, half bei der Wiedergeburt der Breslauer jüdischen Gemeinde nach der Wende. Der Berufsmusiker gründete einen Synagoge-Chor - den einzigen in ganz Polen. Dabei ist Rybarczyk ein Katholik. „Tja, da sind die meisten überrascht“ lacht er.

Noch vor dem Krieg trafen in dem Viertel Juden und Christen zusammen. „Im Dezember machten sie ein großes Fest zusammen, Weihnachten und Chanukka“, erzählt Witt. „Weihnukka nannten sie es“. Auf Wlodkowica, wo die Synagoge steht, nur ein Stück weiter, wo einst das St. Elisabeth-Kloster stand, versammelten sich in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts Katholiken und Protestanten auf ökumenischen Treffen. Una Sancta hießen sie. Heute gibt es eine Gedenktafel dort, gestiftet vom Viertel.

„Es liegt hier in die Luft, über den Straßen und Gebäuden: Ein Gefühl der Toleranz und des gegenseitigen Respekts“, Stanislaw Rybarczyk hält viel von der besonderen Bestimmung Breslaus. Rybarczyk ist ein Mann, der nicht an Zufälle glaubt. Da müsse schon der Allmächtige seine Hand im Spiel haben, lächelt er.

2010 fliegen auf der Wlodkowica-Straße keine Steine mehr, sagt Jerzy Kichler. „Dafür begrüßen mich die Nachbarn mit ‚Schalom‘, wenn ich vorbei laufe.“ Den Steine werfenden Jungen von damals sehe er heute noch manchmal. Dieser sei kein Skinhead mehr. „Ist das nicht ein Happy End?“, fragt Kichler. ■ ■

Dieser Artikel entstand im Rahmen einer Kooperation mit Renovabis, dem Osteuropahilfswerk der katholischen Kirche, zum Renovabis-Jahresmotto „Alle sollen eins sein: Miteinander Handeln im Osten Europas“.

Das Korrespondenten-Netz von n-ost besteht aus Journalisten und Journalistinnen in mehr als 20 Ländern Osteuropas, die regelmäßig für deutschsprachige Zeitungen und Rundfunkanstalten berichten.

Im Alter von 78 Jahren starb der „POLEN und wir“-Autor

Nachruf zum Tode von Heiner Lichtenstein

Im Juli diesen Jahres verstarb Heiner Lichtenstein. Journalist, Autor, Antifaschist und Mitglied der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland e.V. Er war ein akribischer Beobachter der Prozesse gegen die Nazi-Verbrecher, beleuchtete als erster die Rolle der Reichsbahn bei den Transporten in die Vernichtungslager und berichtete aufmerksam, sachkundig und engagiert über neofaschistische Umtriebe. Er gehörte über viele Jahre zu den regelmäßigen Autoren von „POLEN und wir“. Hier schrieb er über NS-Prozesse in beiden deutschen Staaten, über Gunter Demnig, den Mann der mit den „Stolpersteinen“ Menschen aus der Vergessenheit holte, oder stellte Bücher vor, wie das über den „König von Polen“, Hans Frank. Der ehemalige Redakteur des Westdeutschen Rundfunks WDR war festes Redaktionsmitglied von „blick nach rechts“ und der „Tribüne - Zeitschrift zum Verständnis des Judentums“. Aus der Tribüne übernehmen wir hier auch mit freundlicher Genehmigung der Herausgeberin Elisabeth Reisch diesen Nachruf.

Von Otto R. Romberg

»Ein großer Chronist und Aufklärer der Zeitgeschichte. ... Die schweren juristischen Auseinandersetzungen der letzten Jahre sind Lichtensteins Thema geworden. Ohne seine Bücher und Prozessberichte hätte man einen Teil der deutschen Geschichte willkürlich in den Abgrund verstoßen. « So bezeichnete Robert M. W. Kempner, eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Nachkriegsjustiz, schon vor 20 Jahren den am 4. Juli plötzlich verstorbenen Heiner Lichtenstein.

Der Journalist, der 78 Jahre alt wurde, hat sich bereits in seiner Jugend mit der NS-Zeit beschäftigt. Am Rande der NS-Prozesse organisierte er die Betreuung von den aus aller Herren Länder angereisten Überlebenden, als sie ihre grausamen Erlebnisse vor deutschen Gerichten bezeugen mussten und dadurch von den Schrecken der Vergangenheit wieder eingeholt wurden. Für den Westdeutschen Rundfunk (WDR) berichtete Lichtenstein über Prozesse wegen der Ermordung von Millionen von Juden, Sinti und Roma, über die Auschwitz-, Majdanek-, Treblinka-, Sobibor-Prozesse, die über Deutschland hinaus Schlagzeilen machten.

Mit seinen Bücherveröffentlichungen (»Mit der Reichsbahn in den Tod«, »Massentransporte in den Holocaust 1941-1945«, »Angepasst und treu ergeben. Das Rote Kreuz im Dritten Reich«, »Raoul Wallenberg, der Retter von hunderttausend Juden, ein Opfer von Himmler und Stalin«, »Warum Auschwitz nicht bombardiert wurde«, »50 Jahre Israel - Vision und Wirklich-

keit«, »Täter - Opfer - Folgen«, um nur einige zu nennen) hat Heiner Lichtenstein viele Themen aufgegriffen, die damals von der Öffentlichkeit peinlich vermieden wurden. Damit hat er sich so viele Feinde gemacht, dass er zeitweise unter Polizeischutz gestellt werden musste.

Für seine unermüdliche Versöhnungsarbeit erhielt der Journalist 1990 den Leo-Baeck-Preis des Zentralrats der Juden in Deutschland. Die Laudatio hielt der nordrhein-westfälische Ministerpräsident und spätere Bundespräsident Johannes Rau. Er bezeichnete Lichtenstein als »nicht gefällig, sondern sperrig« und erinnerte an die in Deutschland immer noch vorhandene Grundstimmung, dass man die schreckliche Vergangenheit »von den Schultern schütteln möchte«. Weiter hob Rau hervor: »Es gibt keine Zukunft ohne Vergangenheit. Es kann kein Vertrauen geben ohne die Wahrheit. Es gibt keinen Raum für das Gute, wenn das Böse nicht entlarvt und bei seinem Namen genannt wird. Er [Heiner Lichtenstein] hat ja gekämpft, nicht damit die Namen in Stein gemeißelt werden, sondern damit es nicht neue Opfer des Vergessens gibt, damit nicht Verdrängung unsere Grundmelodie wird und neuer Ungeist entstehen kann. ... Ohne ihn wären Namen wie Majdanek, Sobibor und Treblinka in der bundesdeutschen Öffentlichkeit bei Nachgeborenen nicht so bekannt geworden. Bequem war das nicht. Heiner Lichtenstein hat Konflikte durchgestanden und Enttäuschungen erlebt. Er hat Beschimpfungen und Drohung aus rechtsradikalen Ecken bekommen.«

In seiner Dankesrede verwies Heiner

Lichtenstein in der ihm eigenen Bescheidenheit auf den privilegierten Stand der Journalisten und betonte, er nehme die Auszeichnung auch im Namen seiner Zunft entgegen. Dass im Wiedervereinigungsvertrag kein eindeutiges Bekenntnis zur NS-Gewaltherrschaft enthalten ist, hielt er für ein schweres Versäumnis. Kritisch setzte er sich auch schon seinerzeit mit Überlegungen auseinander, den 9. November zum Nationalfeiertag zu erklären. Es sei vergeblich, in der deutschen Geschichte nach einem unbelasteten Datum zu suchen. Über die Situation in der ehemaligen DDR stellte er klar fest: »Dort muss mit der Aufarbeitung der Verbrechen an den Juden überhaupt erst begonnen werden. Ein Blick in die Geschichtsbücher dieses Staates zeigt das. Opfer des Nazi-Terrors waren nach dem DDR-Geschichtsverständnis fast ausschließlich Antifaschisten. ... Wir können uns nicht einfach aus unserer Geschichte verabschieden. Das ist zwar x-mal gesagt worden, es wird aber nicht weniger wahr. Ich denke, viele von uns haben aus der Vergangenheit gelernt. Dieser Lernerfolg muss anhalten. ... Das sind wir allen Opfern und ihren Angehörigen schuldig, für immer.«

Anlässlich des Neujahrsempfangs der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf 1999 wurde Heiner Lichtenstein in Anwesenheit von Bundespräsident Johannes Rau mit der Josef-Neuberger-Medaille ausgezeichnet. Die Laudatio hielt der spätere Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Paul Spiegel. Er hob hervor: »Du hast der Welt davon berichtet, was dem Jüdischen Volk durch die Hand dieser Mörder geschah. Mit unbestechlichem Blick und der Dir eigenen Kraft der Darstellung hast Du die Welt wissen lassen, was in den Todeslagern und dem Apparat der Nazis geschah. Es ist Dir dabei um die Täter gegangen, aber Du hast auch die Erinnerung an diejenigen wachgehalten, die Helfer und Retter von Juden waren, so etwa der schwedische Diplomat Raoul Wallenberg, der in Ungarn tausende von Menschenleben gerettet hat, bis er in einem Kerker eines anderen Unrechtsregimes verschwand: in der Sowjetunion des Josef Stalin. ... Heiner Lichtenstein hat stets angemerkt, dass er sich parteiisch auf die Seite der Überlebenden gestellt habe, auf die Seite ihrer entsetzlichen Erinnerungen, auf die Seite ihres Leids.« In seiner kurzen Dankesrede zog Heiner Lichtenstein eine nüchterne Bilanz unter dem Motto »Gegen den Schlussstrich«.

Die engagierte Arbeit Heiner Lichten-

steins wurde von vielen Instituten und Verbänden beachtet. Deshalb erhielt er auch unter anderem den Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen, die Yad-Vashem-Medaille der Holocaustgedenkstätte in Jerusalem und die Medaille der polnischen Hauptkommission zur Verfolgung von Hitlerverbrechen. Jüngst wurde er 2009 vom Verein für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit den Giesberts-Lewin-Preis ausgezeichnet. Bis zuletzt engagierte sich Heiner Lichtenstein als Mitglied des Vorstands im »Verein wider das Vergessen«.

Für uns in der TRIBÜNE-Redaktion und ganz besonders für mich und meine Frau ist es schwer, nicht mehr auf Heiner Lichtensteins Rat als Kollege und Freund zurückgreifen zu können. Er hat sich nie gescheut, Position zu beziehen. Das machte ihn zu einem manchmal unbequemen, aber immer verlässlichen Ratgeber im privaten wie journalistischen Umfeld. Dass er in der Öffentlichkeit vor allem als streitbarer Kritiker wahrgenommen wurde, der auch schon mal vor Gericht landete, lag an seinem Kampf gegen das Vergessen und zeigt, wie nötig solche Anstrengungen waren und sind. Wir von TRIBÜNE werden den gemeinsamen Kampf fortführen. ■ ■

*Erschienen in: TRIBÜNE, Heft 195, Sept. 2010.
Wir danken für die Nachdruckgenehmigung.*

Buchneuerscheinung: Polens eigensinniger Held: Wie Lech Wałęsa die Kommunisten überlistete

Mit dem Buch „Polens eigenwilliger Held“ erscheint die erste Biografie Lech Wałęsas im deutschsprachigen Raum die den Anspruch trägt, „wissenschaftlich fundiert“ zu sein. Der Blick auf sein Lebenswerk offenbart eine Fülle von Material, das für die polnische und europäische Zeitgeschichte von großer Bedeutung ist, das grundlegende Erkenntnisse über die Ost-West-Beziehungen sowie das deutsch-polnische Verhältnis vor und nach der Wende vermittelt. Buchautor Reinhold Vetter war im August 1980 während des berühmten Streiks auf der Danziger Lenin-Werft. Später berichtete er mehr als zwei Jahrzehnte lang als Korrespondent deutscher Medien aus Ostmittel- und Südosteuropa. Er hat Lech Wałęsa mehr als dreißig Jahre lang beobachtet und wiederholt mit ihm gesprochen.

Vetter beschäftigt sich in dem Buch auch mit seinem widersprüchlichen Verhältnis zu Intellektuellen wie Tadeusz Mazowiecki und Bronislaw Geremek, der Zwiespältigkeit seiner Arbeit als Staatspräsident, seinem Demokratieverständnis, seine Haltung gegenüber den Deutschen und den Vorwurf der Agententätigkeit für den früheren kommunistischen Sicherheitsdienst. ■ ■

Wenn Sie uns helfen wollen...

... gibt es verschiedene Möglichkeiten..

1. Auf der Webseite www.spendenportal.de finden Sie unter dem Stichwort „POLEN und wir“ unser Projekt. Hier können Sie online einen Betrag Ihrer Wahl per Lastschriftverfahren für uns spenden. Der Betrag kommt ohne Verwaltungskosten oder Gebühren in voller Höhe unserer Zeitschrift zu Gute.

2. Sie können uns abonnieren. Für nur 12 Euro im Jahr frei Haus. Einfach eine Mail an: redaktion.puw@polen-news.de senden.

3. Werden Sie doch einfach Mitglied der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland e.V. Fordern Sie unverbindlich weitere Informationen an bei:

Manfred Feustel, Im Freihof 3, 46569 Hünxe, Fax: 02858 7945 oder per mail: dpg-brd@polen-news.de

POLEN *und wir*

Zeitschrift für deutsch-polnische Verständigung.

In Polens Kulturmetropole Krakau neue Museen eröffnet

Auf und unter der Erde

In der südpolnischen Kulturmetropole Kraków (Krakau) wurde im September das größte unterirdische Museum des Landes unter dem weltberühmten Marktplatz, dem Rynek Główny, eröffnet. Zugleich wurde die Gemäldegalerie in den Tuchhallen auf dem Marktplatz nach Jahre langen Sanierungsarbeiten wieder zugänglich gemacht. Ebenfalls soeben eröffnet wurde der spektakuläre Neubau des Krakauer Luftfahrtmuseums.

Krakaus 200 mal 200 Meter großer Rynek Główny zählt zu den schönsten mittelalterlichen Marktplätzen der Welt. Die im Stil der Renaissance gehaltenen Tuchhallen (Sukiennice) mit ihren malerischen Arkadengängen bilden seit dem 14. Jahrhundert den Mittelpunkt des Marktes. In den mittelalterlichen Krämerläden im Erdgeschoss wird bis heute gehandelt, das Obergeschoss ist der Kunst vorbehalten. Hier befindet sich die Gemäldegalerie, eine Dependence des Krakauer Nationalmuseums. Rund vier Jahre lang war sie wegen aufwändigen Modernisierungsarbeiten geschlossen, ab 3. September ist sie wieder für Besucher geöffnet.

Die Galerie zeigt wichtige Werke aus der polnischen Kunst vor allem aus dem 19. Jahrhundert, darunter wertvolle großformatige Historienmalereien des Krakauer Künstlers Jan Matejko sowie Werke anderer bedeutender polnischer Maler und Bildhauer aus dieser Zeit wie Jacek Malczewski oder Stanisław Witkiewicz. Insgesamt sind dort mehr als 200 bedeutende Arbeiten zu sehen.

Die Galerie der polnischen Malerei des 19. Jahrhunderts in den Tuchhallen war vor rund 130 Jahren, am 3. Oktober 1879, gegründet worden – und damit zu einer Zeit, in der Polen als Staat nicht existierte. Bei der jetzt erfolgten Sanierung knüpfte man einerseits an die Anfangsphase an, gab den Räumen ihre ursprüngliche Farbgestaltung zurück, stellte plüschige Sitzbänke auf und dekorierte die Gänge mit Palmen. Dennoch sind die „Neuen Tuchhallen“ im 21. Jahrhundert angekommen. Besuchern stehen dort multimediale Führungsanlagen zur Verfügung, in der Multiteka empfangen sie gläserne Bildschirme mit Projektionen zur 130-jährigen Geschichte der Galerie. Erstmals werden die Aussichtsterrassen beiderseits der Tuchhallen für den Publikumsverkehr freigegeben. Darüber hinaus wurde der Eingangsbereich komfortabler und barrierefrei gestaltet und ein Aufzug eingebaut. Die gesamten Sanierungsarbeiten

kosteten fast acht Millionen Euro, von denen ein Teil durch einen norwegischen Fonds finanziert wurde.

Gearbeitet wurde jedoch nicht nur über, sondern auch unter dem berühmten Marktplatz. Dort entstand das größte unterirdische Museum des Landes, das ebenfalls im September seine Pforten öffnen soll. Auf rund 4.000 qm Fläche können die Besucher künftig in die 5.000-jährige Geschichte Krakaus eintauchen. Kernstück der neuen Einrichtung werden die archäologischen Ausgrabungen sein, die hier in teils langjähriger Arbeit konserviert wurden.

Krakau war in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens mehrfach zerstört worden. Nach damaliger Sitte baute man die Stadt einfach auf den Überresten der alten Bebauung wieder auf. So blieben auch Teile der sogenannten „Reichen Krämläden“ unter dem Pflaster des heutigen Marktes erhalten. Neben den aus dem 13. Jahrhundert stammenden ehemaligen „Luxusgeschäften“ und Überresten früherer Geschäfts- und Wohnhäuser können Besucher auch die alte Stadtwage und mittelalterliche Gräber unter dem Marktplatz besichtigen.

In einer multimedialen Ausstellung können sich die Museumsgäste über die Geschichte der Stadt sowie ihre Bedeutung im Netz der Handelsstädte vom Mittelalter bis in die Gegenwart informieren. Die unterirdische Szenerie wird durch audiovisuelle Effekte in ihrer Wirkung ergänzt. In mehreren Filmen wird das Leben der slawischen Siedler rekonstruiert. Sie zeigen zum Beispiel ein heidnisches Begräbnis oder einen Goldschmied bei der Arbeit. Wer Lust hat, kann sich auch auf einer mittelalterlichen Waage nach zeitgenössischen Maßeinheiten vermessen lassen. Der Eingang zum neuen Museum erfolgt durch die Tuchhallen. Die letzten Arbeiten an dem neuen Museum werden gerade abgeschlossen. Das neue Museum wird eine Abteilung des Historischen Museums der Stadt.

Das Historische Museum bekam erst im vergangenen Juni Zuwachs. Seitdem kann man eine neue Ausstellung über das Krakau der Kriegsjahre in der ehemaligen Fabrik von Oskar Schindler besichtigen. Schindler rettete rund 1.100 polnische Juden vor dem sicheren Tod. Krakau hat ihm nun ein ganz besonderes Denkmal gesetzt. „Krakau – Okkupationszeit 1939-1945“ heißt eine neue ständige Ausstellung im Verwaltungsgebäude seiner ehemaligen Emaillefabrik im Stadtteil Podgórze. In 45 Räumen erwarten Besucher nicht nur Exponate zu Schindler und den geretteten Juden. Nach einer Einführung in das Krakauer Alltagsleben während der deutschen Besatzung erfährt man auch etwas über die Verhältnisse in der multiethnischen Stadt vor dem Zweiten Weltkrieg. Die US-Außenministerin Hillary Clinton zählte Anfang Juli zu den ersten Besuchern der neuen Ausstellung.

Eine Bereicherung für die Krakauer Museums- und Architekturlandschaft bildet auch der Neubau des Luftfahrtmuseums, der ebenfalls im September eröffnet werden soll. Das Polnische Luftfahrtmuseum befindet sich bereits seit den 1960er Jahren auf dem ehemaligen Militärflughafen Rakowice-Czyżyny, auf halbem Weg zwischen Krakaus Altstadt und der Satellitenstadt Nowa Huta. Im neuen Hauptgebäude können Besucher bis dato nicht gezeigte Meisterwerke der Flugtechnik bewundern. Die auf einer 60 mal 60 Meter großen Fläche gebaute neue Halle entstand als Kooperationsprojekt des Berliner Architekturbüros Pysall Ruge und des Krakauer Architekten Bartłomiej Kisielewski. Wie eine riesige Origami-Arbeit wirkt das originelle Gebäude und erinnert aus der Vogelperspektive an einen großen Propeller.

Das Museum verfügt über eine stattliche Sammlung verschiedener Luftfahrzeuge aus der ganzen Welt. Thematisch gliedert sich die Ausstellung in die Bereiche Luftfahrt in Polen und der Region Małopolska, NATO 1949-2009 und Luftfahrtarchäologie. Besonders sehenswert sind einige Originale aus den Anfangszeiten der Luftfahrt, wie beispielsweise der Jathodrach des deutschen Flugpioniers Karl Jatho von 1903 oder ein Doppeldecker der Brüder Wright von 1909 sowie frühe sowjetische Flugabwehrraketen aus den 1950er Jahren. Ständig wechselnde Ausstellungen bereichern die musealen Bestände. ■ ■

Informationen:

www.muzeum.krakow.pl

www.polen.travel

K 6045

DPAG Pressepost Entgelt bezahlt

**Verlag Deutsch-Polnische Gesellschaft
der Bundesrepublik Deutschland
c/o Manfred Feustel
im Freihof 3, 46569 Hünxe**

Liebe Leserin, lieber Leser
Wenn an dieser Stelle kein Versandetiket klebt,
sind Sie vielleicht noch kein Abonnent
unserer Zeitschrift. Das sollte sich ändern.
Für nur 12 Euro pro Jahr erhalten Sie
POLEN und wir frei haus.
Bestellung an nebenstehende Anschrift.

Einladung zur Tagung

Was bewegt unsere Nachbarn?

Politische, historische und gesellschaftliche Diskussionen in Polen
Tagung der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland e.V. und der
Berlin-Brandenburgischen Auslandsgesellschaft e.V.

Samstag, 6. November 2010

in den Räumen der BBAG, Schulstr. 8b, 14482 Potsdam (Nähe S-Bf. Babelsberg)

Beginn 10 Uhr

Referenten:

- Dr. Holger Politt, Warschau: Was bewegt die Menschen in Polen? Ein deutscher Beobachter berichtet.
- Dr. Mateusz Hartwich, Kulturwissenschaftler, Berlin: Wie begegnen Polen und Deutsche einander?
- Wulf Schade, Bochum: Was bewegt polnische Migranten in Deutschland?
- Kilian Kindelberger, BBAG: Deutsch-Polnische Projektarbeit am Beispiel der BBAG

Moderation: Dr. Friedrich Leidinger

Seminarleitung: Karl Forster

19.00 Uhr: Abendveranstaltung zum aktuellen Thema „Flucht und Vertreibung“:

Himmlers „blonde Provinz“, Warthegau. mit Filmdokumentation

21.00 Ende der Veranstaltung

Teilnehmerbetrag 5 Euro (incl. Kaffee)

Wegen des beschränkten Platzangebotes ist Voranmeldung erforderlich bei:

Deutsch-Polnische Gesellschaft, Manfred Feustel, Im Freihof 3, 46569 Hünxe,

Fax: 02858/ 7945

oder per Mail: dpg-brd@polen-news.de

Für die Tagung ist Förderung durch die Bundeszentrale für politische Bildung beantragt.



Einladung zur

Hauptversammlung

Deutsch-Polnische Gesellschaft der Bunderepublik Deutschland e.V.

Sonntag, 7. November 2010

in den Räumen der BBAG, Schulstr. 8b (Nähe S-Bf. Babelsberg)

Beginn 10.00 Uhr, Ende 13.30h

Für die Teilnahme an der HV wird kein Teilnehmerbetrag erhoben.

Gäste entsprechend dem Platzangebot willkommen.